Ueber

Kunst und Alterthum.

Von

Goethe.

Zweyten Bandes erstes Heft.

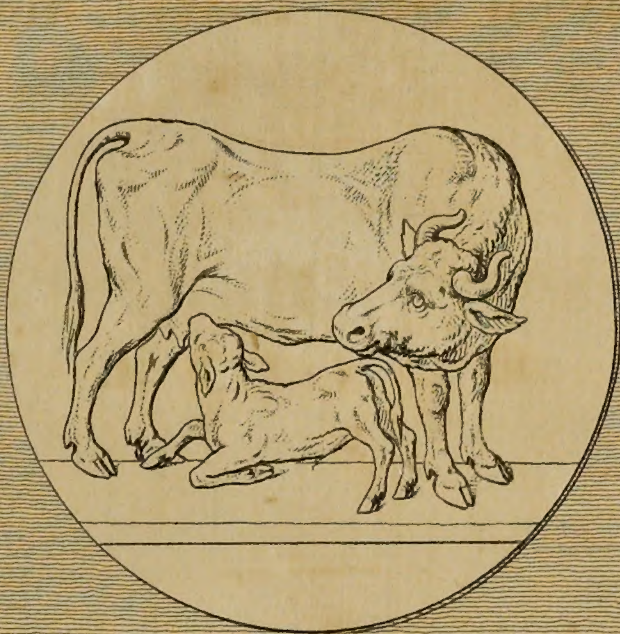
Stuttgard,
in der Cottaischen Buchhandlung.
1818.

Bemerkungen über die aufgefundene Ori-
ginal-Zeichnung des Domes zu Köln,
von Georg Moller. Nebst 9 Kupfer-
tafeln in groß Folio. Darmstadt 1818.
Bey Heyer und Leske.

Kaiser Friedrich I. Barbarossa Palast in
der Burg Gelnhausen. Von Bernhard
Hundeshagen. Mit 13 Kupfer-Abdrü-
cken. Auf Kosten des Verfassers.

Beyde Werke empfehlen sich selbst je-
dem Freunde der Kunstgeschichte.

Kunst und Alterthum.



MYRONS KUH.

Schwerdgeburth del. et scu

Ueber
Kunst und Alterthum.

Von

Goethe.

Zweyter Band.

Stuttgard,
in der Cottaischen Buchhandlung.
1818.

Ueber

Kunst und Alterthum.

Von

Goethe.

Zweyten Bandes erstes Heft.

Mit einem Kupfer.

Stuttgard,

in der Cottaischen Buchhandlung.

1818.

Bildende Kunst.

Myrons Kuh.

Myron, ein griechischer Bildner, verfertigte ohngefähr vierhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung eine Kuh von Erz, welche Cicero zu Athen, Procopius im siebenten Jahrhundert zu Rom, sah, also daß über tausend Jahre dieses Kunstwerk die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen. Es sind uns von demselben mancherley Nachrichten übrig geblieben; allein wir können uns doch daraus keine deutliche Vorstellung des eigentlichen Gebildes machen; ja was noch sonderbarer scheinen muß, Epigramme, sechsunddreyßig an der Zahl, ha-

ben uns bisher eben so wenig genutzt, sie sind nur merkwürdig geworden als Verirrungen poetisirender Kunstbeschauer. Man findet sie eintönig, sie stellen nicht dar, sie belehren uns nicht. Sie verwirren vielmehr den Begriff, den man sich von der verlorenen Gestalt machen möchte, als daß sie ihn bestimmten.

Genannte und ungenannte Dichter scheinen in diesen rhythmischen Scherzen mehr unter einander zu wetteifern, als mit dem Kunstwerke; sie wissen nichts davon zu sagen, als daß sie sämmtlich die große Natürlichkeit desselben anzupreißen beflissen sind. Ein solches Dilettantenlob ist aber höchst verdächtig.

Denn, bis zur Verwechselung mit der Natur, Natürlichkeit darzustellen, war gewiß nicht Myrons Bestreben, der, als unmittelbarer Nachfolger von Phidias und Polyclet, in einem höheren Sinne verfuhr, beschäftigt war Athleten, ja sogar den Hercules zu bil-

den und gewiß seinen Werken Styl zu geben, sie von der Natur abzusondern wußte.

Man kann als ausgemacht annehmen, daß im Alterthum kein Werk berühmt worden, das nicht von vorzüglicher Erfindung gewesen wäre: denn diese ist's doch die am Ende den Kenner, wie die Menge entzückt. Wie mag denn aber Myron eine Kuh wichtig, bedeutend und für die Aufmerksamkeit der Menge durch Jahrhunderte durch anziehend gemacht haben?

Die sämmtlichen Epigramme preißen durchaus an ihr Wahrheit und Natürlichkeit und wissen die mögliche Verwechselung mit dem Wirklichen nicht genug hervorzuheben. Ein Löwe will die Kuh zerreißen, ein Stier sie bespringen, ein Kalb an ihr saugen, die übrige Herde schließt sich an sie an, der Hirte wirft einen Stein nach ihr, um sie von der Stelle zu bewegen, er schlägt nach ihr, er peitscht

sie; er dutet sie an; der Ackersmann bringt Kummet und Pflug sie einzuspannen, ein Dieb will sie stehlen, eine Bremse setzt sich auf ihr Fell, ja Myron selbst verwechselt sie mit den übrigen Kühen seiner Herde.

Offenbar strebt hier ein Dichter, den andern mit leeren rednerischen Floskeln zu überbieten und die eigentliche Gestalt, die Handlung der Kuh bleibt immer im Dunkeln. Nun soll sie zuletzt gar noch brüllen; dieses fehlte freylich noch zum Natürlichen. Aber eine brüllende Kuh, in so fern sie plastisch vorzustellen wäre, ist ein so gemeines und noch dazu unbestimmtes Motiv, daß es der hochsinnige Grieche unmöglich brauchen konnte.

Wie gemein es sey fällt Jedermann in die Augen, aber unbestimmt und unbedeutend ist es dazu. Sie kann brüllen nach der Weide, nach der Herde, dem Stier, dem Kalbe, nach dem Stalle, der Melkerin und wer weiß

nach was allem. Auch sagen die Epigramme keineswegs, daß sie gebrüllt habe, nur daß sie brüllen würde, wenn sie Eingeweide hätte, so wie sie sich fortbewegen würde, wenn sie nicht an das Piedestal angegossen wäre.

Sollten wir aber nicht trotz aller dieser Hindernisse doch zum Zwecke gelangen und uns das Kunstwerk vergegenwärtigen, wenn wir alle die falschen Umstände, welche in den Epigrammen enthalten sind ablösen und den wahren Umstand übrig zu behalten suchen.

Niemand wird in der Nähe dieser Kuh, oder als Gegen- und Mitbild einen Löwen, den Stier, den Hirten, die übrige Herde, den Ackersmann, den Dieb oder die Bremse denken. Aber ein Lebendiges konnte der Künstler ihr zugesellen und zwar das einzige Mögliche und Schickliche, das Kalb. Es war eine säugende Kuh: denn nur in so fern sie säugt ist es erst eine Kuh, die uns, als Herdenbe-

sitzern, bloß durch Fortpflanzung und Nahrung, durch Milch und Kalb bedeutend wird.

Wirft man nun alle jene fremden Blumen hinweg, womit die Dichter, und vielleicht manche derselben ohne eigne Anschauung, das Kunstwerk zu schmücken glaubten, so sagen mehrere Epigramme ausdrücklich, daß es eine Kuh mit dem Kalbe, daß es eine säugende Kuh gewesen.

Myron formte, Wandrer! die Kuh; das Kalb sie erblickend
Nahet lechzend sich ihr, glaubet die Mutter zu sehn.

Armes Kalb! was nahst du dich mir mit bittendem Blöcken
Milch in's Eiter hat mir nicht geschaffen die Kunst.

Wollte man jedoch gegen die Entschiedenheit dieser beyden Gedichte einigen Zweifel

erregen und behaupten, es sey hier das Kalb wie die übrigen hinzugedichteten Wesen auch nur eine poetische Figur, so erhalten sie doch durch Nachstehendes eine unwidersprechliche Bekräftigung:

Vorbey Hirt bey der Kuh und deine Flöte
schweige!
Daß ungestört ihr Kalb sie säuge.

Flöte heißt hier offenbar das Horn, worein der Hirte stößt, um die Herde in Bewegung zu setzen. Er soll in ihrer Nähe nicht duten, damit sie sich nicht rühre, das Kalb ist hier nicht supponirt, sondern wirklich bey ihr und wird für so lebendig angesprochen, als sie selbst.

Bleibt nun hierüber kein Zweifel übrig, finden wir uns nunmehr auf der rechten Spur, haben wir das wahre Attribut von den eingebildeten, das plastische Beywerk von den poetischen abzusondern gewußt, so haben wir uns noch mehr zu freuen daß zu Voll-

endung unserer Absicht, zum Lohne unseres Bemühens uns eine Abbildung aus dem Alterthume überliefert worden, sie ist auf den Münzen von Dyrrhachium oft genug wiederholt, in der Hauptsache sich immer gleich. Wir fügen einen Umriß davon hier bey und sähen gern, durch geschickte Künstler, die flach erhabene Arbeit wieder zur Statüe verwandelt.

Da nun dieß herrliche Werk, wenn auch nur in entfernter Nachbildung, abermals vor den Augen der Kenner steht, so darf ich die Vortrefflichkeit der Composition wohl nicht umständlich herausheben. Die Mutter, stramm auf ihren Füßen wie auf Säulen, bereitet durch ihren prächtigen Körper dem jungen Säugling ein Obdach; wie in einer Nische, einer Zelle, einem Heiligthum, ist das kleine nahrungsbedürftige Geschöpf eingefaßt und füllt den organisch umgebenen Raum mit der größten Zierlichkeit aus. Die halbknieende Stellung, gleich einem Bittenden, das aufge-

richtete Haupt, gleich einem Flehenden und Empfangenden, die gelinde Anstrengung, die zarte Heftigkeit, alles ist in den besten dieser Copien angedeutet, was dort im Original über allen Begriff muß vollendet gewesen seyn. Und nun wendet die Mutter das Haupt nach Innen und die Gruppe schließt sich auf die vollkommenste Weise selbst ab. Sie concentrirt den Blick, die Betrachtung, die Theilnahme des Beschauenden und er mag, er kann sich nichts draußen, nichts daneben, nichts anders denken, wie eigentlich ein vortreffliches Kunstwerk alles Uebrige ausschließen und für den Augenblick vernichten soll.

Die technische Weisheit dieser Gruppe, das Gleichgewicht im Ungleichen, der Gegensatz des Aehnlichen, die Harmonie des Unähnlichen und alles was mit Worten kaum ausgesprochen werden kann, verehre der bildende Künstler. Wir aber äußern hier ohne Bedenken die Behauptung, daß die Naivetät

der Conception und nicht die Natürlichkeit der Ausführung das ganze Alterthum entzückt hat.

Das Säugen ist eine thierische Function und bey vierfüßigen Thieren von großer Anmuth. Das starre bewußtlose Staunen des säugenden Geschöpfes, die bewegliche bewußte Thätigkeit des Gesäugten stehen in dem herrlichsten Contrast. Das Fohlen, schon zu ziemlicher Größe erwachsen, kniet nieder, um sich dem Eyter zu bequemen, aus dem es stoßweise die erwünschte Nahrung zieht. Die Mutter, halb verletzt, halb erleichtert, schaut sich um und durch diesen Act entspringt das vertraulichste Bild. Wir andern Städtebewohner erblicken seltner die Kuh mit dem Kalbe, die Stute mit dem Fohlen; aber bey jedem Frühlingsspaziergang können wir diesen Act an Schaafen und Lämmern mit Ergetzen gewahr werden, und ich fordere jeden Freund der Natur und Kunst auf solchen

über Wies und Feld zerstreuten Gruppen mehr Aufmerksamkeit als bisher zu schenken.

Wenden wir uns nun wieder zu dem Kunstwerk, so werden wir zu der allgemeinen Bemerkung veranlaßt, daß thierische Gestalten, einzeln oder gesellt, sich hauptsächlich zu Darstellungen qualificiren die nur von einer Seite gesehen werden, weil alles Interesse auf der Seite liegt, wohin der Kopf gewendet ist; deshalb eignen sie sich zu Nischen- und Wandbildern so wie zum Basrelief, und gerade dadurch konnte uns Myrons Kuh, auch flach erhoben, so vollkommen überliefert werden.

Von den wie billig so sehr gepriießenen Thierbildungen wenden wir uns zu der noch preißwürdigeren Götterbildung. Unmöglich wäre es einem griechischen plastischen Künstler gewesen eine Göttin säugend vorzustellen. Juno, die dem Hercules die Brust reicht,

wird dem Poeten verziehen, wegen der ungeheueren Wirkung die er hervorbringt, indem er die Milchstraße durch den versprützten göttlichen Nahrungssaft entstehn läßt. Der bildende Künstler verwirft dergleichen ganz und gar. Einer Juno, einer Pallas in Marmor, Erz oder Elfenbein, einen Sohn zuzugesellen, wäre für diese Majestäten höchst erniedrigend gewesen. Venus, durch ihren Gürtel eine ewige Jungfrau, hat im höheren Alterthum keinen Sohn; Eros, Amor, Cupido selbst, erscheinen als Ausgeburten der Urzeit, Aphroditen wohl zugesellt, aber nicht so nahe verwandt.

Untergeordnete Wesen, Heroinen, Nymphen, Faunen, welchen die Dienste der Ammen, der Erzieher zugetheilt sind, mögen allenfalls für einen Knaben Sorge tragend erscheinen, da Jupiter selbst von einer Nymphe wo nicht gar von einer Ziege genährt worden, andere Götter und Heroen gleichfalls eine wilde

Erziehung im Verborgenen genossen. Wer gedenkt hier nicht der Amalthea, des Chirons und so mancher andern.

Bildende Künstler jedoch haben ihren großen Sinn und Geschmack am höchsten dadurch bethätigt, daß sie sich der thierischen Handlung des Säugens an Halbmenschen erfreut. Davon zeigt uns ein leuchtendes Beyspiel jene Centaurenfamilie des Zeuxis. Die Centaurin, auf das Gras hingestreckt, giebt der jüngsten Ausgeburt ihres Doppelwesens die Milch der Mutterbrust, indessen ein anderes Thierkind sich an den Zitzen der Stute erlabt, und der Vater einen erbeuteten jungen Löwen hinten herein zeigt. So ist uns auch ein schönes Familienbild von Wassergöttern auf einem geschnittenen Stein übriggeblieben, wahrscheinlich Nachbildung einer der berühmten Gruppen des Scopas.

Ein Tritonen-Ehepaar zieht geruhig durch die Fluthen, ein kleiner Fischknabe schwimmt

munter voraus, ein anderer, dem das salzige Element auf die Milch der Mutter noch nicht schmecken mag, strebt an ihr hinauf, sie hilft ihm nach, indessen sie ein jüngstes an die Brust geschlossen trägt. Anmuthiger ist nicht leicht etwas gedacht und ausgeführt.

Wie manches Aehnliche übergehen wir, wodurch uns die großen Alten belehrt wie höchst schätzbar die Natur auf allen ihren Stufen sey, da wo sie mit dem Haupte den göttlichen Himmel und da wo sie mit den Füßen die thierische Erde berührt.

Noch einer Darstellung jedoch können wir nicht geschweigen, es ist die römische Wölfinn. Man sehe sie wo man will, auch in der geringsten Nachbildung, so erregt sie immer ein hohes Vergnügen. Wenn an dem zizenreichen Leibe dieser wilden Bestie sich zwey Heldenkinder einer würdigen Nahrung erfreuen und sich das fürchterliche Scheusal des Waldes auch

mütterlich nach diesen fremden Gastsäuglingen umsieht, der Mensch mit dem wilden Thiere auf das Zärtlichste in Contract kommt, das zerreißende Monstrum sich als Mutter, als Pflegerin darstellt; so kann man wohl einem solchen Wunder auch eine wundervolle Wirkung für die Welt erwarten. Sollte die Sage nicht durch den bildenden Künstler zuerst entsprungen seyn? der einen solchen Gedanken plastisch am besten zu schätzen wußte.

Wie schwach erscheint aber, mit so großen Conceptionen verglichen, eine Augusta Puerpera, — — — — — — —.

Der Sinn und das Bestreben der Griechen ist, den Menschen zu vergöttern, nicht die Gottheit zu vermenschen. Hier ist ein Theomorphism, kein Anthropomorphism! Ferner soll nicht das Thierische am Menschen geadelt werden, sondern das Menschliche des Thiers werde hervorgehoben, damit wir uns

in höherm Kunstsinne daran ergetzen, wie wir es ja schon, nach einem unwiderstehlichen Naturtrieb, an lebenden Thiergeschöpfen thun, die wir uns so gern zu Gesellen und Dienern erwählen.

Schauen wir nun nochmals auf Myrons Kuh zurück, so bringen wir noch einige Vermuthungen nach, die nämlich, daß er eine junge Kuh vorgestellt, welche zum ersten Male gekalbt; ferner, daß sie vielleicht unter Lebensgröße gewesen.

Wir wiederholen sodann das oben zuerst Gesagte, daß ein Künstler wie Myron nicht das sogenannte Natürliche zu gemeiner Täuschung gesucht haben könne, sondern daß er den Sinn der Natur aufzufassen und auszudrücken gewußt. Der Menge, dem Dilettanten, dem Redner, dem Dichter ist zu verzeihen, wenn er das was im Bilde die höchste absichtliche Kunst ist, nämlich den harmoni-

schen Effect, welcher Seele und Geist des Beschauers auf Einen Punct concentrirt, als rein natürlich empfindet, weil es sich als höchste Natur mittheilt; aber unverzeihlich wäre es nur einen Augenblick zu behaupten, daß dem hohen Myron, dem Nachfolger des Phidias, dem Vorfahren des Praxiteles, bey der Vollendung seines Werks, das Seelenvolle, die Anmuth des Ausdrucks gemangelt habe.

Zum Schlusse sey uns erlaubt, ein paar moderne Epigramme beyzubringen, und zwar das erste von Menage, welcher Juno auf diese Kuh eifersüchtig seyn läßt, weil sie ihr eine zweyte Io vorzubilden scheint. Diesem braven Neueren ist also zuerst beygegangen, daß es im Alterthum so viele ideelle Thiergestalten giebt, ja daß sie, bey so vielen Liebeshändeln und Metamorphosen, sehr geeignet sind das Zusammentreffen von Göttern und Menschen zu vermitteln. Ein hoher Kunst-

begriff, auf den man bey Beurtheilung alter Arbeiten wohl zu merken hat.

Als sie das Kühlein ersah, dein ehernes, eiferte Juno,
Myron! sie glaubte fürwahr Inachus Tochter zu sehn.

Zuletzt aber mögen einige rhythmische Zeilen stehen, die unsere Ansicht gedrängt darzustellen geeignet sind.

Daß du die Herrlichste bist, Admetos Herden ein Schmuck wärst,
Selber des Sonnengotts Rindern Entsprungene scheinst;
Alles reißet zum Staunen mich hin! zum Preiße des Künstlers —
Doch daß du mütterlich auch fühlest, es ziehet mich an.

Jena,
den 20sten November 1812.

G.

Philostrats Gemälde.

Was uns von Poesie und Prosa aus den besten griechischen Tagen übrig geblieben giebt uns die Ueberzeugung daß alles was jene hochbegabte Nation in Worte verfaßt, um es mündlich oder schriftlich zu überliefern, aus unmittelbarem Anschauen der äußern und innern Welt hervorgegangen sey. Ihre älteste Mythologie personificirt die wichtigsten Ereignisse des Himmels und der Erde, individualisirt das allgemeinste Menschenschicksal, die unvermeidlichen Thaten und unausweichlichen Duldungen eines immer sich erneuenden seltsamen Geschlechts. Poesie und bildende Kunst finden hier das freiste Feld, wo eine der an-

dern immer neue Vortheile zuweist, indem beyde in ewigem Wettstreit sich zu befehden scheinen.

Die bildende Kunst ergreift die alten Fabeln und bedient sich ihrer zu den nächsten Zwecken, sie reizt das Auge um es zu befriedigen, sie fordert den Geist auf um ihn zu kräftigen, und bald kann der Poet dem Ohr nichts mehr überliefern was der Bildkünstler nicht schon dem Auge gebracht hätte. Und so steigern sich wechselsweise Einbildungskraft und Wirklichkeit, bis sie endlich das höchste Ziel erreichen, sie kommen der Religion zu Hülfe und stellen den Gott, dessen Wink die Himmel erschüttert, der anbetenden Menschheit vor Augen.

In diesem Sinn haben alle neuere Kunstfreunde, die auf dem Wege den uns Winkelmann vorzeichnete treulich verharrten, die alten Beschreibungen verlorener Kunstwerke,

mit übriggebliebenen Nachbildungen und Nachahmungen derselben, immer gern verglichen und sich dem geistreichen Geschäft ergeben völlig Verlorenes im Sinne der Alten wieder herzustellen, welches schwieriger oder leichter seyn mag als der neue Zeitsinn von jenem abweicht oder ihm sich nähert.

So haben denn auch die Weimarischen Kunstfreunde, früherer Bemühungen um Polygnots Gemälde nicht zu gedenken, sich an der Philostrate Schilderungen vielfach geübt und würden eine Folge derselben mit Kupfern herausgegeben haben, wenn die Schicksale der Welt und der Kunst das Unternehmen nur einigermaßen begünstigt hätten; doch jene waren zu rauh und diese zu weich, und so mußte das frohe Große und das heitere Gute leider zurückstehen.

Damit nun aber nicht alles verloren gehe werden die Vorarbeiten mitgetheilt, wie wir

sie schon seit mehreren Jahren zu eigener Belehrung eingeleitet. Zuerst also wird vorausgesetzt daß die Gemälde-Gallerie wirklich existirt habe, und daß man den Redner loben müsse wegen des zeitgemäßen Gedankens sie in Gegenwart von wohlgebildeten Jünglingen und hoffnungsvollen Knaben auszulegen und zugleich einen angenehmen und nützlichen Unterricht zu ertheilen. An historisch-politischen Gegenständen seine Kunst zu üben war schon längst dem Sophisten untersagt; moralische Probleme waren bis zum Ueberdruß durchgearbeitet und erschöpft; nun blieb das Gebiet der Kunst noch übrig, wohin man sich mit seinen Schülern flüchtete, um an gegebenen harmlosen Darstellungen seine Fertigkeiten zu zeigen und zu entwickeln.

Hieraus entsteht aber für uns die große Schwierigkeit zu sondern was jene heitere Gesellschaft wirklich angeschaut und was wohl rednerische Zuthat seyn möchte. Hiezu sind

uns in der neuern Zeit sehr viele Mittel gegeben. Herkulanische, Pompejische und andere neuentdeckte Gemälde, besonders auch Mosaiken machen es möglich Geist und Einbildungskraft in jene Kunstepoche zu erheben.

Erfreulich, ja verdienstlich ist diese Bemühung, da neuere Künstler in diesem Sinne wenig arbeiteten. Aus den Werken der Byzantiner und der ersten Florentinischen Künstler ließen sich Beyspiele anführen daß sie auf eigenem Wege nach ähnlichen Zwecken gestrebt, die man jedoch nach und nach aus den Augen verloren. Nun aber zeigt Julius Roman allein in seinen Werken deutlich daß er die Philostrate gelesen, weshalb auch von seinen Bildern manches angeführt und eingeschaltet wird. Jüngere talentvolle Künstler der neueren Zeit, die sich mit diesem Sinne vertraut machten, trügen zu Wiederherstellung der Kunst in's kraftvolle, anmuthige Leben,

worin sie ganz allein gedeihen kann, gewiß sehr vieles bey.

Aber nicht allein die Schwierigkeit aus rednerischen Ueberlieferungen sich das eigentlich Dargestellte rein zu entwickeln, hat eine glückliche Wirkung der Philostratischen Gemälde gehindert, eben so schlimm, ja noch schlimmer ist die Verworrenheit, in welcher diese Bilder hinter einander aufgeführt werden. Braucht man dort schon angestrengte Aufmerksamkeit, so wird man hier ganz verwirrt. Deswegen war unsere erste Sorgfalt die Bilder zu sondern, alsdann unter Rubriken zu theilen, wenn gleich nicht mit der größten Strenge. Und so bringen wir nach und nach zum Vortrag:

I. Hochheroischen-tragischen Inhalts, zielen meist auf Tod und Verderben heldenmüthiger Männer und Frauen. Hieran schließt sich, damit die Welt nicht entvöl-

kert werde II. Liebesannäherung und Bewerbung, deren Gelingen und Mißlingen. Daraus erfolgt III. Geburt und Erziehung. Sodann tritt uns IV. Herkules kräftig entgegen, welcher ein besonderes Capitel füllt. Die Alten behaupten ohnedieß daß Poesie von diesem Helden ausgegangen sey. „Denn die Dichtkunst beschäftigte sich vorher nur mit Göttersprüchen, und entstund erst mit Herkules, Alkmenens Sohn." Auch ist er der herrlichste, die mannigfaltigsten Abwechselungen darbietende und herbeyführende Charakter. Unmittelbar verbindet sich V. Kämpfen und Ringen aufs mächtigste. IV. Jäger und Jagden drängen sich kühn und lebensmuthig heran. Zu gefälliger Ableitung tritt VII. Poesie, Gesang und Tanz an den Reihen mit unendlicher Anmuth. Die Darstellung von Gegenden folgt sodann, wir finden VIII. viele See- und Wasserstücke, wenig Landschaften. IX. Einige Stilleben fehlen auch nicht.

In dem nachfolgenden Verzeichniß werden die Gegenstände zur Uebersicht nur kurz angegeben; die Ausführung einzelner läßt sich nach und nach mittheilen. Die hinter jedem Bilde angezeichneten römischen Zahlen deuten auf das Erste und Zweite Buch Philostrats. Jun. weist auf die Ueberlieferung des Jüngeren. Eben so deuten die arabischen Zahlen auf die Folge wie die Bilder im griechischen Text geordnet sind. Was den Herkulanischen Alterthümern und neueren Künstlern angehört ist gleichfalls angezeichnet.

Antike Gemälde-Gallerie.

I. Hoch-heroischen, tragischen Inhalts.

1. **Antilochus**; vor Troja getödteter Held, von Achill beweint, mit großer Umgebung von trauernden Freunden und Kampfgesellen. II. 7.

2. **Memnon**; von Achill getödtet, von Aurora der Mutter liebevoll bestattet. I. 7.

3. **Skamander**; das Gewässer durch Vulkan ausgetrocknet, das Ufer versengt um Achill zu retten. I. 1.

4. **Menöceus**; sterbender Held, als patriotisches Opfer. I. 4.

5. *Hippolyt und Phädra; werbende, verschmähte Stiefmutter. Herkulan. Alterth. T. III. Tab. 15.

5. Hippolyt; Jüngling, unschuldig, durch übereilten Vaterfluch ungerecht verderbt. II. 4.

6. Antigone; Schwester, zu Bestattung des Bruders ihr Leben wagend. II. 29.

7. Evadne; Heldenweib, dem erschlagenen Gemahl im Flammentode folgend. II. 30.

8. Panthia; Gemahlin, neben dem erlegten Gatten sterbend. II. 9.

9. Ajax, der Lokrier; unbezwungener Held, dem grausesten Untergange trotzend. II. 13.

10. Philoktet; einsam, grenzenlos leidender Held. III. 17.

11. Phaeton; verwegener Jüngling, sich durch Uebermuth den Tod zuziehend. I. 11.

11. a) Ikarus; gestrandet, bedauert vom geretteten Vater, beschaut vom nachdenklichen Hirten. Herkul. Alterth. T. IV. Tab. 63.

11. b) Phryxus und Helle; Bruder, der die Schwester, auf dem magischen Flug über's Meer, aus den Wellen nicht retten kann. Herkul. Alterth. T. III. Tab. 4.

12. Hyacinth; schönster Jüngling, von Apoll und Zephyr geliebt. III. 14.

13. Hyacinth; getödtet durch Liebe und Mißgunst. I. 24.

13. a) Cephalus und Prokris; Gattin durch Eifersucht und Schicksal getödtet. Julius Roman.

14. Amphiaraus; Prophet, auf der Orakelstätte prangend. I. 26.

15. Kassandra; Familienmord. II. 19.

16. Rodogüne; Siegerin in voller Pracht. II. 5.

16. a) Sieger und Siegesgöttin, an einer Trophee. Herkul. Alterth. T. III. Tab. 39.

17. Themistokles; historisch edele Darstellung. II. 32.

II. Liebes-Annäherung, Bewerbung, gelingen, mißlingen.

18.*) Venus; dem Meer entsteigend, auf der Muschel ruhend, mit der Muschel schiffend. Herkul. Alterth. T. IV. Tab. 3. Oft und überall wiederholt.

18. Vorspiele der Liebesgötter. I. 6.

19. Neptun und Amymone; der Gott wirbt um die Tochter des Danaus, die, um sich Wasser aus dem Flusse zu holen, an den Inachus herankam. I. 7.

19. a) Theseus und die geretteten Kinder. Herkul. Alterth. T. I. Tab. 5.

19. b) Ariadne; verlassen, einsam, dem fortsegelnden Schiffe bestürzt nachblickend. Herk. Alth. T. II. Tab. 14.

19. c) Ariadne; verlassen, dem absegelnden Schiffe bewußt- und jammervoll nachblickend unter dem Beystand von Genien. Herk. Alt. T. II. Tab. 15.

20. Ariadne; schlafende Schönheit, vom Liebenden und seinem Gefolge bewundert. I. 15.

20. a) Vollkommen derselbe Gegenstand, buchstäblich nachgebildet. Herk. Alt. T. II. Tab. 16.

20. d) Leda, mit dem Schwan, unzähligemal wiederholt. Herkul. Alterth. T. III. Tab. 8.

20. e) Leda, am Eurotas; die Doppelzwillinge sind den Eyerschaalen entschlüpft. Jul. Roman.

21. Pelops, als Freyersmann. I. 30.

22. Derselbe Gegenstand, ernster genommen. Jun. 9.

23. Pelops führt die Braut heim. I. 17.

24. Vorspiel zu der Argonautenfahrt. Jun. 8.

25. Glaukus weissagt den Argonauten. II. 15.

26. Jason und Medea; mächtig furchtbares Paar. Jun. 7.

27. Argo; Rückkehr der Argonauten. Jun. 11.

28. Perseus verdient die Andromeda. I. 29.

29. Cyclop vermißt die Galathe II. 18.

29. b) Cyclop, in Liebeshoffnung. Herk. Alt. T. I. p. 10.

30. Pasiphae; Künstler, dem Liebeswahnsinn dienend. I. 16.

31. Meles und Critheis; Homer entspringt. II. 8.

III. Geburt und Erziehung.

32. Minerva's Geburt, sie entwindet sich aus dem Haupte Zeus und wird von Göttern und Menschen herrlich empfangen. II. 27.

33. Semele; des Bacchus Geburt. Die Mutter kömmt um, der Sohn tritt durchs Feuer in's lebendigste Leben. I. 14.

33. a) Bacchus Erziehung, durch Faunen und Nymphen in Gegenwart des Merkur. Herkul. Alterth. T. II. Tab. 12.

34. Hermes Geburt; er tritt sogleich als Schelm und Schalk unter Götter und Menschen. I. 26.

35. Achills Kindheit, von Chiron erzogen. II. 2.

35. a) Dasselbe. Herkul. Alterth. T. I. Tab. 8.

36. Achill, auf Scyros. Der junge Held unter Mädchen kaum erkennbar. Jun. I.

37. Centaurische Familienscene. Höchster Kunstsinn. II. 4.

IV. Herkules.

38. Der Halbgott Sieger als Kind. Jun. 5.

38. b) Dasselbe. Herkul. Alterth. T. I. Tab. 7.

39. Achelous; Kampf wegen Dejanira. Jun. 4.

40. Nessus; Errettung der Dejanira. Jun. 16.

41. Antheus; Sieg durch Ringen. II. 21.

42. Hesione; befreyt durch Herkules. Jun. 12.

42. a) Derselbe Gegenstand. Herk. Alt. T. IV. Tab. 61.

43. Atlas; der Held nimmt das Himmelsgewölbe auf seine Schultern. II. 20.

43. a) Hylas; untergetaucht von Nymphen. Herkul. Alterth. T. IV. Tab. 6.

43. b) Hylas; überwältigt von Nymphen. Julius Roman.

44. Abderus; dessen Tod gerochen. Groß gedacht und reizend rührend ausgeführt. II. 25.

44. a) Herkules, als Vater; unendlich zart und zierlich. Herk. Alt. T. I. Tab. 6.

45. Herkules, rasend; schlecht belohnte Großthaten. II. 23.

45. a) Herkules, bey Admet; Schwelgender Gast im Trauerhause. W. K. F.

46. Thiodamas; der speisegierige Held beschmaußt einen widerwilligen Ackersmann. II. 24.

47. Herkules und die Pygmäen; köstlicher Gegensatz. II. 22.

47. a) Derselbe Gegenstand; glücklich aufgefaßt von Julius Roman.

V. Kämpfen und Ringen.

48. Palästra; überschwenglich großes Bild; wer den Begriff desselben fassen kann, ist in der Kunst sein ganzes Leben geborgen. II. 33.

49. Arrhichio; der Athlete, im dritten Siege verscheidend. II. 6.

50. Phorbas; grausam Beraubender unterliegt dem Phöbus. II. 19.

VI. Jäger und Jagden.

51. Meleager und Atalanta; heroische Jagd. Jun. 15.

51. b) Das Gleiche, von Julius Roman.

52. Abermals Schweinsjagd, von unendlicher Schönheit. I. 28.

53. Gastmal nach der Jagd; höchst liebenswürdig. Jun. 3.

54. Narcissus; der Jäger in sich selbst verirrt. I. 23.

VII. Poesie, Gesang, Tanz.

55. Pan; von den Nymphen im Mittagsschlaf überfallen, gebunden, verhöhnt und mißhandelt. II. 11.

56. Midas; der weichliche Lydische König, von schönen Mädchen umgeben, freut sich einen Faun gefangen zu haben. Andere Faune freuen sich deshalb auch, der eine aber liegt betrunken, seiner ohnmächtig. I. 22.

57. *Olympus; als Knabe vom Pan unterrichtet. Herkul. Alterth. T. I. Tab. 9.

57. Olympus; der schönste Jüngling, einsam sitzend, bläst auf der Flöte; die Oberhälfte seines Körpers spiegelt sich in der Quelle. I. 21.

57. a) Olympus flötet, ein silenartiger Pan hört ihm aufmerksam zu. Annibal Carrache.

58. Olympus; er hat die Flöte weggelegt und singt. Er sitzt auf blumigem Rasen, Satyren umgeben und verehren ihn. I. 20.

59. Marsyas besiegt; der Scythe und Apoll, Satyren und Umgebung. Jun. 2.

60. Amphion; auf zierlichster Leyer spielend, die Steine wetteifern sich zur Mauer zu bilden. I. 10.

61. Aesop; die Muse der Fabel kömmt zu ihm, krönt, bekränzt ihn, Thiere stehen menschenartig umher. I. 3.

62. Orpheus; Thiere, ja Wälder und Felsen heranziehend. Jun. 6.

62. a) Orpheus; entsetzt sich, (jenem Zauberlehrling ähnlich,) vor der Menge von Thieren die er herangezogen. Ein unschätzba-

rer Gedanke für den engen Raum des geschnittenen Steines geeignet. Antike Gemme.

63. Pindar; der Neugeborene liegt auf Lorbeer- und Myrthenzweigen unter dem Schutz der Rhea, die Nymphen sind gegenwärtig, Pan tanzt, ein Bienenschwarm umschwebt den Knaben. II. 12.

64. Sophokles; nachdenkend, Melpomene Geschenke anbietend. Aesculap steht daneben, Bienen schwärmen umher. Jun. 13.

65. Venus; ihr elfenbeinernes Bild von Opfern umgeben; leicht gekleidete, eifrig singende Jungfrauen. II. 1.

VIII. See- Wasser- und Landstücke.

66. Bacchus und die Tyrrhener; offene See, zwey Schiffe, in dem einen Bacchus und die Bacchantinnen in Zuversicht und Behagen, die Seeräuber gewaltsam, sogleich aber in Delphine verwandelt. I. 19.

67. Andros; Insel von Bacchus begünstigt. Der Quellgott, auf einem Lager von Traubenblättern, ertheilt Wein statt Wassers; sein Fluß durchströmt das Land, Schmausende versammeln sich um ihn her. Am Ausfluß in's Meer ziehen sich Tritonen heran zur Theilnahme. Bacchus mit großem Gefolg besucht die Insel. I. 25.

68. Palämon; am Ufer des Corinthischen Isthmus, im heiligen Haine, opfert das Volk. Der Knabe Palämon wird von einem Delphin schlafend in eine für ihn göttlich bereitete Uferhöhle geführt. II. 16.

69. Bosphorus; Land und See auf's mannigfaltigste und herrlichste belebt. I. 12.

70. Der Nil; umgeben von Kindern und allen Attributen. I. 5.

70. a) Der Nil im Sinken; Mosaik von Palästrina.

71. Die Inseln; Wasser und Land mit ihren Charakteren, Erzeugnissen und Begebenheiten. II. 17.

72. Thessalien; Neptun nöthigt den Peneus zu schnellerem Lauf. Das Wasser fällt, die Erde grünt. II. 14.

73. Die Sümpfe; im Sinne der vorhergehenden. Wasser und Land in wechselseitigem Bezug freundlich dargestellt. I. 9.

74. Die Fischer; bezüglich auf 69. Fang der Tunfische. I. 13.

74. a) Delphins-Fang; Julius Roman.

74. b) Aehnliches um jene Vorstellung zu beleben. Herkul. Alterth. T. II. Tab. 50.

75. Dodona; Götterhain mit allen heiligen Geräthschaften, Bewohnern und Angestellten. II. 34.

76. Nächtlicher Schmaus; Unschätzbares Bild, schwer einzuordnen, stehe hier als Zugabe. I. 2.

IX. Stillleben.

77. Xenien. I. 31.

78. Xenien. II. 26.

78. a) Beyspiele zu vollkommner Befriedigung. Herkul. Alterth. T. II. Tab. 56. sqq.

79. Gewebe; Beyspiel der zartesten, sichersten Pinselführung. II. 29.

Weitere Ausführung.

Uebersehen wir nunmehr die Philostratische Gallerie als ein geordnetes Ganze, wird, uns klar daß, durch endeckte wahrhaft antike Bilder, wir uns von der Grundwahrhaftigkeit jener rhetorischen Beschreibungen überzeugen dürfen, sehen wir ein daß es nur von uns abhängt einzuschalten und anzufügen, damit der Begriff einer lebendigen Kunst sich mehr und mehr bethätige, finden

wir daß auch große Neuere dieser Sinnesart gefolgt und uns dergleichen musterhafte Bilder hinterlassen; so wird Wunsch und Verpflichtung immer stärker nunmehr ins Einzelne zu gehen, und eine Ausführung wo nicht zu leisten doch vorzubereiten. Da also ohnehin schon zu lange gezaudert worden ohngesäumt ans Werk!

I.

Antilochus.

Das Haupterforderniß einer großen Composition war schon von den Alten anerkannt, daß nämlich viele bedeutende Charaktere sich um Einen Mittelpunkt vereinigen müssen, der, wirksam genug, sie anrege, bey einem gemeinsamen Interesse, ihre Eigenheiten auszusprechen. Im gegenwärtigen Fall ist dieser Lebenspunkt ein getödteter, allgemein bedauerter Jüngling.

Antilochus, indem er seinen Vater Nestor in der Schlacht zu schützen herandringt, wird von dem Afrikaner Memnon erschlagen. Hier liegt er nun in jugendlicher Schöne, das Gefühl seinen Vater gerettet zu haben umschwebt noch heiter die Gesichtszüge. Sein Bart ist mehr als der keimende Bart eines Jünglings, das Haar gelb wie die Sonne. Die leichten Füße liegen hingestreckt, der Körper, zur Geschwindigkeit gebaut, wie Elfenbein anzusehn, aus der Brustwunde nun von purpurnem Blut durchrieselt.

Achill, grimmig=schmerzhaft, warf sich über ihn, Rache schwörend gegen den Mörder, der ihm den Tröster seines Jammers, als Patrokulus erlag, seinen letzten besten Freund und Gesellen geraubt.

Die Feldherrn stehen umher theilnehmend, jeder seinen Charakter behauptend. Menelaus wird erkannt am Sanften, Aga=

memnon am Göttlichen, Diomed am Freikühnen, Ajax steht finster und trotzig, der Lokrier als tüchtiger Mann. Ulyss fällt auf als nachdenklich und bemerkend. Nestor scheint zu fehlen. Das Kriegsvolk, auf seine Speere gelehnt, mit übereinander geschlagenen Füßen, umringt die Versammlung einen Trauergesang anzustimmen.

Skamander.

In schneller Bewegung stürmt aus der Höhe Vulkan auf den Flußgott. Die weite Ebene, wo man auch Troja erblickt, ist mit Feuer überschwemmt, das, wassergleich, nach dem Flußbette zuströmt.

Das Feuer jedoch wie es den Gott umgiebt stürzt unmittelbar in das Wasser. Schon sind alle Bäume des Ufers verbrannt; der

Fluß ohne Haare fleht um Gnade vom Gott, um welchen her das Feuer nicht gelb wie gewöhnlich erscheint, sondern gold- und sonnenfarben.

M e n e c e u s.

Ein tüchtiger Jüngling ist vorgestellt, aufrecht noch auf seinen Füßen; aber ach! er hat mit blankem Schwerdt die Seite durchbohrt, das Blut fließt, die Seele will entfliehn, er fängt schon an zu wanken und erwartet den Tod mit heitern, liebreichen Augen. Wie schade um den herrlichen jungen Mann! Sein kräftiger Körperbau, im Kampfspiel tüchtig ausgearbeitet, braunlich gesunde Farbe. Seine hochgewölbte Brust möchte man betasten, die Schultern sind stark, der Nacken fest, nicht steif, sein Haarwuchs gemäßigt, der Jüngling wollte nicht in Locken weibisch erscheinen. Vom schönsten

Gleichmaas Rippen und Lenden. Was uns, durch Bewegung und Beugung des Körpers, von der Rückseite sichtbar wird, ist ebenfalls schön und bewundernswürdig.

Fragst du nun aber wer er sey? so erkenne in ihm Kreons, des unglücklichen Tyrannen von Theben, geliebtesten Sohn. Tiresias weissagete: daß, nur wenn er beym Eingang der Drachenhöhle sterben würde, die Stadt befreit seyn könne. Heimlich begiebt er sich heraus und opfert sich selbst. Nun begreifst du auch was die Höhle, was der versteckte Drache bedeutet. In der Ferne sieht man Theben und die Sieben die es bestürmen. Das Bild ist mit hohem Augpunkt gemahlt, und eine Art Perspective dabey angebracht.

Antigone.

Heldenschwester! Mit Einem Knie an der Erde umfaßt sie den todten Bruder, der, weil er seine Vaterstadt bedrohend umgekommen, unbegraben sollte verwesen. Die Nacht verbirgt ihre Großthat, der Mond erleuchtet das Vorhaben. Mit stummem Schmerz ergreift sie den Bruder, ihre Gestalt giebt Zutrauen daß sie fähig sey einen riesenhaften Helden zu bestatten. In der Ferne sieht man die erschlagenen Belagerer, Roß und Mann hingestreckt.

Ahndungsvoll wächst auf Eteokles Grabhügel ein Granatbaum; ferner siehst du zwey, als Todtenopfer, gegen einander über brennende Flammen, sie stoßen sich wechselseitig ab; jene Frucht, durch blutigen Saft, das Mordbeginnen, diese Feuer, durch seltsames Erscheinen, den unauslöschlichen Haß der Brüder auch im Tode bezeichnend.

E v a d n e.

Ein wohlgeschmückter, mit geopferten Thieren umlegter Holzstoß soll den riesenhaften Körper des Kapaneus verzehren. Aber allein soll er nicht abscheiden! Evadne, seine Gattinn, Heldenweib, des Helden werth, schmückte sich als höchstes Opfer mit Kränzen. Ihr Blick ist hochherrlich: denn indem sie sich ins Feuer stürzt scheint sie ihrem Gemahl zuzurufen. Sie schwebt mit geöffneten Lippen.

Wer aber auch hat dieses Feuer angeschürt? Liebesgötter mit kleinen Fackeln sind um den dürren Schragen versammelt, schon entzündet er sich, schon dampft und flammt er, sie aber sehen betrübt auf ihr Geschäft. Und so wird ein erhabenes Bild gemildert zur Anmuth.

Ajax der Lokrier.

Sonderung der Charaktere war ein Hauptgrundsatz griechischer bildender Kunst, Vertheilung der Eigenschaften in einem hohen geselligen Kreis, er sei göttlich oder menschlich. Wenn nun den Helden mehr als andere Frömmigkeit geziemt und die besseren vor Theben wie vor Troja als gottergebne sich darstellen; so bedurfte doch dort wie hier der Lebenskreis eines Gottlosen.

Diese Rolle war dem untergeordneten Ajax zugetheilt, der sich weder Gott noch Menschen fügt, zuletzt aber seiner Strafe nicht entgeht.

Hier sehen wir schäumende Meeres-Wogen den unterwaschenen Felsen umgäschen, oben steht Ajax furchtbar anzusehen, er blickt umher wie ein vom Rausche sich sammlender. Ihm entgegnet Neptun fürchterlich mit wil-

den Haaren, in denen der anstrebende Sturm saust.

Das verlassene, im Innersten brennende Schiff treibt fort, in die Flammen, als wie in Segel, stößt der Wind. Keinen Gegenstand faßt Ajax ins Auge, nicht das Schiff, nicht die Felsen, dem Meer scheint er zu zürnen; keineswegs fürchtet er den eindringenden Poseidon, immer noch wie zum Angriff bereit steht er, die Arme streben kräftig, der Nacken schwillt wie gegen Hector und die Trojer.

Aber Poseidon schwingt den Dreizack und sogleich wird die Klippe mit dem trotzigen Helden in den Schlund stürzen.

Ein hoch-tragisch prägnanter Moment: ein eben Geretteter vom feindseligen Gotte verfolgt und verderbt. Alles ist so augenblicklich bewegt und vorübergehend, daß die-

ser Gegenstand unter die höchsten zu rechnen ist, welche die bildende Kunst sich aneignen darf.

Philoktet.

Einsam sitzend auf Lemnos leidet schmerzhaft Philoktet an der unheilbaren dämonischen Wunde. Das Antlitz bezeichnet sein Uebel. Düstere Augenbrauen drücken sich über tiefliegende, geschwächte, niederschauende Augen herüber, unbesorgtes Haar, wilder starrer Bart bezeichnen genugsam den traurigen Zustand; das veraltete Gewand, der verbundene Knöchel sagen das Uebrige.

Er zeigte den Griechen ein verpöntes Heiligthum, und ward so gestraft.

Rhodogune.

Kriegerische Königinn! Sie hat mit ihren Persern die bundbrüchigen Armenier überwunden, und erscheint als Gegenbild zu Semiramis. Kriegerisch bewaffnet und königlich geschmückt steht sie auf dem Schlachtfeld, die Feinde sind erlegt, Pferde verscheucht, Land und Fluß von Blute geröthet. Die Eile womit sie die Schlacht begann, den Sieg erlangte, wird dadurch angedeutet daß die eine Seite ihres Haars aufgeschmückt ist, die andere hingegen in Locken frei herunter fällt. Ihr Pferd Nisäa steht neben ihr, schwarz auf weißen Beinen, auch ist dessen erhaben gerundete Stirne weiß und weiße Nasenlöcher schnauben. Edelsteine, kostbares Geschmeide und vielen andern Putz hat die Fürstinn dem Pferd überlassen, damit es stolz darauf sey, sie muthig einhertrage.

Und wie das Schlachtfeld durch Ströme Bluts ein majestätisches Ansehn gewinnt, so erhöht auch der Fürstinn Purpurgewand alles, nur nicht sie selbst. Ihr Gürtel, der dem Kleide verwehrt über die Knie herabzufallen, ist schön, auch schön das Unterkleid, auf welchem du gestickte Figuren siehst. Das Oberkleid, das von der Schulter zum Ellenbogen herabhängt, ist unter der Halsgrube zusammengeheftet, daher die Schulter eingehüllt, der Arm aber zum Theil entblößt, und dieser Anzug nicht ganz nach Art der Amazonen. Der Umfang des Schildes würde die Brust bedecken, aber die linke Hand, durch den Schildriemen gesteckt, hält eine Lanze und von dem Busen den Schild ab. Dieser ist nun, durch die Kunst des Mahlers, mit der Schärfe gerade gegen uns gerichtet, so daß wir seine äußere, obere erhöhte Fläche und zugleich die innere vertiefte sehen. Scheint nicht jene von Gold gewölbt und sind nicht Thiere hineingegraben? Das Innere des

Schildes wo die Hand durchgeht ist Purpur, dessen Reiz vom Arm überboten wird.

Wir sind durchdrungen von der Siegerinn Schönheit und mögen gerne weiter davon sprechen. Höret also! Wegen des Siegs über die Armenier bringt sie ein Opfer und möchte ihrem Dank auch wohl noch eine Bitte hinzufügen, nämlich die Männer allezeit so besiegen zu können wie jetzt: denn das Glück der Liebe und Gegenliebe scheint sie nicht zu kennen. Uns aber soll sie nicht erschrecken noch abweisen, wir werden sie nur um desto genauer betrachten. Derjenige Theil ihrer Haare der noch aufgesteckt ist mildert, durch weibliche Zierlichkeit, ihr sprödes Ansehn, dagegen der herabhängende das Männlich-Wilde vermehrt. Dieser ist goldner als Gold, jener, nach richtiger Beobachtung geflochtener Haare, von etwas mehr dunkler Farbe. Die Augenbrauen entspringen höchst reizend gleich über der Nase wie aus

Einer Wurzel und lagern sich mit unglaublichem Reiz um den Halbzirkel der Augen. Von diesen erhält die Wange erst ihre rechte Bedeutung und entzückt durch heiteres Ansehn: denn der Sitz der Heiterkeit ist die Wange. Die Augen fallen vom Grauen ins Schwarze, sie nehmen ihre Heiterkeit von dem erfochtenen Sieg, Schönheit von der Natur, Majestät von der Fürstinn. Der Mund ist weich, zum Genuß der Liebe reizend, die Lippen roseblühend und beide einander gleich, die Oeffnung mäßig und lieblich, sie spricht das Opfergebet zum Siege.

Vermagst du nun den Blick von ihr abzuwenden, so siehst du Gefangene hie und da, Siegeszeichen, und alle Folgen einer gewonnenen Schlacht, und so überzeugst du dich daß der Künstler nichts vergaß seinem Bild alle Vollständigkeit und Vollendung zu geben.

II.

Vorspiele der Liebesgötter.

Bei Betrachtung dieses belebten, heitern Bildes laßt euch zuerst nicht irre machen, weder durch die Schönheit des Fruchthaines, noch durch die lebhafte Bewegung der geflügelten Knaben, sondern beschauet vor allen Dingen die Statue der Venus unter einem ausgehöhlten Felsen, dem die munterste Quelle unausgesetzt entspringt. Dort haben die Nymphen sie aufgerichtet, aus Dankbarkeit daß die Göttinn sie zu so glücklichen Müttern, zu Müttern der Liebesgötter bestimmt hat.

Als Weihgeschenke stifteten sie daneben, wie diese Inschrift sagt, einen silbernen Spiegel, den vergoldeten Pantoffel, goldene Haften, alles zum Putz der Venus gehörig.

Auch Liebesgötter bringen ihr Erstlings=Aepfel zum Geschenk, sie stehen herum und bitten: der Hain möge sofort immerdar blühen und Früchte tragen!

Abgetheilt ist der vorliegende Garten in zierliche Beete, durchschnitten von zugänglichen Wegen, im Grase läßt sich ein Wettlauf anstellen, auch zum Schlummern finden sich ruhige Plätze. Auf den hohen Aesten hangen goldne Aepfel, von der Sonne geröthet, ganze Schwärme der Liebesgötter an sich ziehend. Sie fliegen empor zu den Früchten auf schimmernden Flügeln, meerblau, purpurroth und Gold. Goldene Köcher und Pfeile haben sie an die Aeste gehängt, den Reichthum des Anblicks zu vermehren.

Bunte, tausendfarbige Kleider liegen im Grase, der Kränze bedürfen sie nicht: denn mit lockigen Haaren sind sie genugsam bekränzt. Nicht weniger auffallend sind die

Körbe zum Einsammeln des Obstes; sie glänzen von Sardonyx, Smaragd, von ächten Perlen. Alles Meisterstücke Vulkans.

Lassen wir nun die Menge tanzen, laufen, schlafen oder sich der Aepfel erfreuen, zwey Paare der schönsten Liebesgötter fordern zunächst unsere ganze Aufmerksamkeit.

Hier scheint der Künstler ein Sinnbild der Freundschaft und gegenseitiger Liebe gestiftet zu haben. Zwey dieser schönen Knaben werfen sich Aepfel zu; diese fangen erst an sich einander zu lieben. Der eine küßt den Apfel und wirft ihn dem andern entgegen, dieser faßt ihn auf und man sieht daß er ihn wieder küssen und zurückwerfen wird. Ein so anmuthiger Scherz bedeutet daß sie sich erst zur Liebe reizen.

Das andere Paar schießt Pfeile gegen einander ab, nicht mit feindlichen Blicken,

vielmehr scheint einer dem andern die Brust zu bieten, damit er desto gewisser treffen könne. Diese sind bedacht in das tiefste Herz die Leidenschaft zu senken. Beide Paare beschäftigen sich zur Seite frey und allein.

Aber ein feindseliges Paar wird von einer Menge Zuschauer umgeben, die Kämpfenden erhitzt ringen mit einander. Der eine hat seinen Widersacher schon niedergebracht und fliegt ihm auf den Rücken, ihn zu binden und zu drosseln, der andere jedoch faßt noch einigen Muth, er strebt sich aufzurichten, hält des Gegners Hand von seinem Hals ab, indem er ihm einen Finger auswärts dreht, so daß die andern folgen müssen und sich nicht mehr schließen können. Der verdrehte Finger schmerzt aber den Kämpfer so sehr daß er den kleinen Widersacher ins Ohr zu beißen sucht. Weil er nun dadurch die Kampfordnung verletzt, zürnen die Zuschauer und werfen ihn mit Aepfeln.

Zu der allerlebhaftesten Bewegung aber giebt ein Haase die Veranlassung. Er saß unter den Äpfelbäumen und speiste die abgefallenen Früchte, einige, schon angenagt, mußte er liegen lassen: denn die Muthwilligen schreckten ihn auf mit Händeklatschen und Geschrei, mit flatterndem Gewand verscheuchen sie ihn. Einige fliegen über ihm her, dieser rennt nach und, als er den Flüchtling zu haschen denkt, dreht sich das gewandte Thier zur andern Seite. Der dort ergriff ihn am Bein, ließ ihn aber wieder entwischen und alle Gespielen lachen darüber. Indem nun die Jagd so vorwärts geht, sind von den Verfolgenden einige auf die Seite, andere vor sich hin, andere mit ausgebreiteten Händen gefallen. Sie liegen alle noch in der Stellung wie sie das Thier verfehlten, um die Schnelligkeit der Handlung anzudeuten. Aber warum schießen sie nicht nach ihm, da ihnen die Waffen zur Hand sind? Nein! sie wollen ihn lebendig fangen,

um ihn der Venus zu widmen als ein angenehmes Weihegeschenk: denn dieses brünstige, fruchtbare Geschlecht ist Liebling der Göttinn.

Neptun und Amymone.

Danaus, der seine funfzig Töchter streng zu Hausgeschäften anhielt, damit sie, in eng abgeschlossenem Kreise, ihn bedienten und sich erhielten, hatte, nach alter Sitte, die mannigfaltigen Beschäftigungen unter sie vertheilt. Amymone, vielleicht die jüngste, war befehligt das tägliche Wasser zu holen; aber nicht etwa bequem aus einem nah gelegnen Brunnen, sondern dorthin mußte sie wandern, fern von der Wohnung, wo sich Inachus, der Strom, mit dem Meere vereinigt.

Auch heute kam sie wieder. Der Künstler verleiht ihr eine derbe, tüchtige Gestalt, wie

sie der Riesen-Tochter ziemt. Braun ist die Haut des kräftigen Körpers, angehaucht von den eindringenden Strahlen der Sonne, denen sie sich auf mühsamen Wegen immerfort auszusetzen genöthigt ist. Aber heute findet sie nicht die Wasser des Flusses sanft in das Meer übergehen; Wellen des Oceans stürmen heran: denn die Pferde Neptuns haben mit Schwimm-Füßen den Gott herbeygebracht.

Die Jungfrau erschrickt, der Eimer ist ihrer Hand entfallen, sie steht scheu wie eine die zu fliehen denkt. Aber entferne dich nicht, erhabenes Mädchen, siehe! der Gott blickt nicht wild, wie er wohl sonst den Stürmen gebietet, freundlich ist sein Antlitz, Anmuth spielt darüber, wie auf beruhigtem Ocean die Abendsonne. Vertraue ihm, scheue nicht den umsichtigen Blick des Phöbus, nicht das schattenlose, geschwätzige Ufer, bald wird die Woge sich aufbäumen, unter

smaragdenem Gewölbe der Gott sich deiner Neigung im purpurnen Schatten erfreuen. Unbelohnt sollst du nicht bleiben!

Von der Trefflichkeit des Bildes dürfen wir nicht viel Worte machen; da wir aber auf die Zukunft hindeuten, so erlauben wir uns eine Bemerkung außerhalb desselben. Die Härte, womit Danaus seine Töchter erzieht, macht jene That wahrscheinlich, wie sie, mehr sclavensinnig als grausam, ihre Gatten in der Brautnacht sämmtlich ermorden. Amymone, mit dem Liebesglück nicht unbekannt, schont des ihrigen und wird, wegen dieser Milde sowohl als durch die Gunst des Gottes, von jener Strafe befreit, die ihren Schwestern für ewig auferlegt ist. Diese verrichten nun das mägdehafte Geschäft des Wasserschöpfens, aber um allen Erfolg betrogen. Statt des goldenen Gefäßes der Schwester sind ihnen zerbrochene und zerbrechende Scherben in die kraftlosen Hände gegeben.

Theseus und die Geretteten.

Glücklicherweise, wenn schon durch ein großes Unheil, ward uns dieses Bild nicht bloß in rednerischer Darstellung erhalten, noch jetzt ist es mit Augen zu schauen unter den Schätzen von Portici und im Kupferstich allgemein bekannt. Von brauner Körperfarbe steht der junge Held, kräftig und schlank, mächtig und behend vor unsern Augen. Er dünkt uns riesenhaft, weil die Unglücks-Gefährten, die nunmehr Geretteten, als Kinder gebildet sind, der Hauptfigur symbolisch untergeordnet durch die Weisheit des Künstlers. Keins derselben wäre fähig die Keule zu schwingen und sich mit dem Ungeheuer zu messen, das unter den Füßen des Ueberwinders liegt.

Eben diesem hülfsbedürftigen Alter ziemt auch die Dankbarkeit, ihm ziemt es die rettende

Hand zu ergreifen, zu küssen die Kniee des Kräftigen zu umfassen, ihm vertraulich zu schmeicheln. Auch eine, zwar nur halbkenntliche Gottheit ist in dem obern Raume sichtbar, anzuzeigen daß nichts Heroisches ohne Mitwirkung hoher Dämonen geschehe.

Hier enthalten wir uns nicht einer weit eingreifenden Bemerkung. Die eigentliche Kraft und Wirksamkeit der Poesie, so wie der bildenden Kunst, liegt darin, daß sie Hauptfiguren schafft und alles was diese umgiebt, selbst das Würdigste, untergeordnet darstellt. Hierdurch lockt sie den Blick auf eine Mitte, woher sich die Strahlen über das Ganze verbreiten, und so bewährt sich Glück und Weisheit der Erfindung so wie der Composition einer wahren alleinigen Dichtung.

Die Geschichte dagegen handelt ganz anders. Von ihr erwartet man Gerechtigkeit,

sie darf, ja sie soll den Glanz des Vorfechters eher dämpfen als erhöhen. Deßhalb vertheilt sie Licht und Schatten über alle, selbst den Geringsten unter den Mitwirkenden zieht sie hervor, damit auch ihm seine gebührende Portion des Ruhms zugemessen werde.

Fordert man aber, aus mißverstandener Wahrheitsliebe, von der Poesie daß sie gerecht seyn solle; so zerstört man sie alsobald, wovon uns Philostrat, dem wir so viel verdanken, in seinem Heldenbuche das deutlichste Beyspiel überliefert. Sein dämonischer Protesilaus tadelt den Homer deßhalb, daß er die Verdienste des Palamedes verschwiegen und sich als Mitschuldigen des verbrecherischen Ulysses erwiesen, der den genannten trefflichen Kriegs- und Friedens-Helden heimtückisch bey Seite geschafft.

Hier sieht man den Uebergang der Poesie zur Prose, welcher dadurch bewirkt wird,

daß man die Einbildungskraft entzügelt und ihr vergönnt gesetzlos umherzuschweifen, bald der Wirklichkeit, bald dem Verstand, wie es sich schicken mag, zu dienen. Eben unserer Philostrate sämmtliche Werke geben Zeugniß von der Wahrheit des Behaupteten. Es ist keine Poesie mehr, und sie können der Dichtung nicht entbehren.

Ariadne.

Schöner, vielleicht einziger Fall, wo eine Begebenheitsfolge dargestellt wird, ohne daß die Einheit des Bildes dadurch aufgehoben werde. Theseus entfernt sich, Ariadne schläft ruhig und schon tritt Bacchus heran, zu liebevollem Ersatz des Verlustes den sie noch nicht kennt. Welche charakteristische Mannigfaltigkeit aus Einer Fabel entwickelt!

Theseus mit seinen heftig ruderdnen Athenern gewinnt schon, heimathsüchtig, das hohe Meer, ihr Streben, ihre Richtung, ihre Blicke sind von uns abgewendet, nur die Rücken sehen wir, es wäre vergebens sie aufzuhalten.

Im ruhigsten Gegensatz liegt Ariadne auf bemoostem Felsen, sie schläft, ja sie selbst ist der Schlaf. Die volle Brust, der nackte Oberkörper ziehen das Auge hin; und wie gefällig vermittelt Hals und Kehle das zurückgesenkte Haupt! Die rechte Schulter, Arm und Seite bieten sich gleichfalls dem Beschauenden, dagegen die linke Hand auf dem Kleide ruht, damit es der Wind nicht verwirre. Der Hauch dieses jugendlichen Mundes wie süß mag er seyn! Ob er dufte wie Trauben oder Aepfel? wirst du herannahender Gott bald erfahren.

Dieser auch verdient es: denn nur mit Liebe geschmückt läßt ihn der Künstler auf-

treten; ihn ziert ein purpurnes Gewand und ein rosener Kranz des Hauptes. Liebetrunken ist sein ganzes Behagen, ruhig in Fülle, vor der Schönheit erstaunt, in sie versunken. Alles andere Beywesen, wodurch Dionysos leicht kenntlich gemacht wird, beseitigte der kluge, fähige Künstler. Verworfen sind als unzeitig das blumige Kleid, die zarten Rehfelle, die Thyrsen; hier ist nur der zärtlich Liebende. Auch die Umgebung verhält sich gleichermaßen: nicht klappern die Bacchantinnen dießmal mit ihren Blechen, die Faune enthalten sich der Flöten, Pan selbst mäßigt seine Sprünge, daß er die Schläferinn nicht frühzeitig erwecke. Schlägt sie aber die Augen auf, so freut sie sich schon über den Ersatz des Verlustes, sie genießt der göttlichen Gegenwart, ehe sie noch die Entfernung des Ungetreuen erfährt. Wie glücklich wirst du dich halten, wohlversorgtes Mädchen, wenn über diesem dürr scheinenden Felsenufer dich der Freund auf bebaute, bepflanzte Weinhü-

gel führt, wo du, in Rebengängen, von der muntersten Dienerschaft umringt, erst des Lebens genießest, welches du nicht enden, sondern, von den Sternen herab in ewiger Freundlichkeit auf uns fortblickend, am allgegenwärtigen Himmel genießen wirst.

Prolog der Argonautenfahrt.

Im Vorsaal Jupiters spielen Amor und Ganymed, dieser an der phrygischen Mütze, jener an Bogen und Flügeln leicht zu erkennen; ihr Charakter unterscheidet sie aber noch mehr. Deutlich bezeichnet er sich beym Würfelspiel das sie am Boden treiben. Amor sprang schon auf, den andern übermüthig verspottend. Ganymed hingegen, von zwey überbliebenen Knöchelchen das eine so eben verlierend, wirft furchtsam und besorgt das letzte hin. Seine Gesichtszüge passen treff-

lich zu dieser Stimmung, die Wange trau-
rig gesenkt, das Auge lieblich aber getaucht
in Kummer. Was der Künstler hiedurch an-
deuten wollte bleibt Wissenden keineswegs
verborgen.

Nebenbey sodann stehen drey Göttinnen,
die man nicht verkennen wird. Minerva,
in ihrer angebohrenen Rüstung, schaut unter
dem Helm mit blauen Augen hervor, ihre
männliche Wange jungfräulich geröthet. Auch
die zweyte kennt man sogleich. Sie verdankt
dem unverwüstlichen Gürtel ein ewig süßes,
entzückendes Lächeln, auch im Gemälde be-
zaubernd. Juno dagegen wird offenbar am
Ernst und majestätischen Wesen.

Willst du aber wissen was die wundersa-
me Gesellschaft veranlasse? so blicke vom
Olymp, wo dieses vorgeht, hinab auf das
Ufer, das unten dargestellt ist. Dort siehst
du einen Flußgott liegend im hohen Rohr,

mit wildem Antlitz. Sein Haupthaar dicht und straubig, sein Bart niederwallend. Der Strom aber entquillt keiner Urne, sondern ringsum hervorbrechend deutet er auf die vielen Mündungen womit er sich ins Meer stürzt.

Hier, am Phasis, sind nun die funfzig Argonauten gelandet, nachdem sie den Bosphorus und die beweglichen Felsen durchschifft, sie berathen sich unter einander. Vieles ist geschehen, mehr noch zu thun übrig.

Da aber Schiff und Unternehmung allen vereinigten Göttern lieb und werth ist; so kommen, in aller Namen, drey Göttinnen den Amor zu bitten daß er, der Beförderer und Zerstörer großer Thaten, sich dießmal günstig erweise und Medea, die Tochter des Aeetes, zu Gunsten Jasons wende. Amorn zu bereden und ihn vom Knabenspiel abzuziehen beut ihm nun die Mutter, den eignen Sohn

mit ihren Reizen bezwingend; einen köstlichen Spielball und versichert ihn Jupiter selbst habe sich als Kind damit ergetzt. Auch ist der Ball keines Gottes unwerth, und mit besonderer Ueberlegung hat ihn der denkende Künstler dargestellt als wäre er aus Streifen zusammengesetzt. Die Naht aber siehst du nicht, du mußt sie rathen. Mit goldenen Kreisen wechseln blaue, so daß er, in die Höhe geworfen und sich umschwingend, wie ein Stern blinkt. Auch ist die Absicht der Göttinnen schon erfüllt: Amor wirft die Spielknöchelchen weg und hängt am Kleide der Mutter, die Gabe wünscht er gleich, und betheuert dagegen ihre Wünsche augenblicklich zu vollführen.

Glaucus der Meergott.

Schon liegt der Bosphorus und die Symplegaden hinter dem Schiffe. Argo durchschneidet des Pontus mittelste Bahn.

Orpheus besänftigt durch seinen Gesang das lauschende Meer. Die Ladung aber des Fahrzeugs ist kostbar denn: es führt die Dioskuren, Herkules, die Aeaciden, Boreaden und was von Halbgöttern blühte zu der Zeit. Der Kiel aber des Schiffes ist zuverlässig, sicher und solcher Last geeignet: denn sie zimmerten ihn aus dodonäischer, weissagender Eiche. Nicht ganz verloren ging ihm Sprache und Propheten-Geist. Nun im Schiffe sehet ihr einen Helden, als Anführer sich auszeichnend, zwar nicht den Bedeutensten und Stärksten, aber jung, munter und kühn, blondlockig und gunsterwerbend. Es ist Jason, der das goldwollige Fell des Widders zu erobern schifft, des Wunder-Geschöpfs, das die Geschwister Phryxus und Helle durch die Lüfte über's Meer trug. Schwer ist die Aufgabe die dem jungen Helden aufliegt, ihm geschieht Unrecht, man verdrängt ihn vom väterlichen Thron und nur unter Bedingung daß er dem umsichtigsten Wächter-Drachen je-

nen Schatz entreiße, kehrt er in sein angeerbtes Reich zurück. Deßhalb ist die ganze Heldenschaft aufgeregt, ihm ergeben und untergeben. Typhis hält das Steuer, der Erfinder dieser Kunst, Linzeus, auf dem Vordertheil, dringt, mit kräftigeren Strahlen als die Sonne selbst, in die weiteste Ferne, entdeckt die hintersten Ufer und beobachtet unter dem Wasser jede gefahrdrohende Klippe. Und eben diese durchdringenden Augen des umsichtigen Mannes scheinen uns ein Entsetzen zu verrathen, er blickt auf eine fürchterliche Erscheinung die unmittelbar, unerwartet aus den Wellen bricht. Die Helden, sämmtlich erstaunt, feiern von der Arbeit. Herkules allein fährt fort das Meer zu schlagen; was den übrigen als Wunder erscheint sind ihm bekannte Dinge. Rastlos gewohnt zu arbeiten, strebt er kräftig vor wie nach, unbekümmert um alles nebenbey.

Alle nun schauen auf Glaucus, der sich dem Meer enthebt. Dieser sonst ein Fi-

scher, genoß vorwitzig Tang und Meerpflanze, die Wellen schlugen über ihm zusammen und führten ihn hinab als Fisch zu den Fischen. Aber der übriggebliebene menschliche Theil ward begünstigt, zukünftige Dinge kennt er und nun steigt er herauf den Argonauten ihre Schicksale zu verkünden. Wir betrachten seine Gestalt: aus seinen Locken, aus seinem Bart triest, gießt das Meerwasser über Brust und Schultern herab, anzudeuten die Schnelligkeit womit er sich hervorhob.

Seine Augenbrauen sind stark, in eins zusammengewachsen; sein mächtiger Arm ist kräftig geübt, mit dem er immer die Wellen ergreift und unter sich zwingt. Dicht mit Haaren ist seine Brust bewachsen, Moos und Meergras schlangen sich ein. Am Unterleibe sieht man die Andeutungen der schuppigen Fischgestalt und wie das Uebrige geformt sey läßt der Schwanz errathen, der hinten aus dem Meere herausschlägt, sich um seine Lenden

schlingt und am gekrümmten, halbmondförmig auslaufenden Theil die Farbe des Meers abglänzt. Um ihn her schwärmen Alzyonen. Auch sie besingen die Schicksale der Menschen; denn auch sie wurden verwandelt auf und über den Wellen zu nisten und zu schweben. Das Meer scheint Theil an ihrer Klage zu nehmen und Orpheus auf ihren Ton zu lauschen.

Jason und Medea.

Das Liebespaar das hier gegeneinander steht giebt zu eigenen Betrachtungen Anlaß; wir fragen besorgt; sollten diese beiden wohl auch glücklich gegattet seyn? Wer ist sie die so bedenklich über den Augen die Stirne erhebt, tiefes Nachdenken auf den Brauen andeutet? das Haar priesterlich geschmückt, in dem Blick, ich weiß nicht ob einen verliebten oder begeisterten Ausdruck. An ihr glaube ich eine der Heliaden zu erkennen!

Es ist Medea, Tochter des Aeetes, sie stehet neben Jason, welchem Eros ihr Herz gewann. Nun aber scheint sie wunderbar nachdenklich. Worauf sie leidenschaftlich sinnt wüßt ich nicht zu sagen; so viel aber läßt sich behaupten: sie ist im Geiste unruhig, in der Seele bedrängt. Sie steht ganz nach Innen gekehrt, in tiefer Brust beschäftigt; zur Einsamkeit aber nicht geneigt: denn ihre Kleidung ist nicht jene deren sie sich bey zauberischen Weihegebräuchen bedient, des fürchterlichen Umgangs mit höhern Gewalten sich zu erfreuen, dießmal erscheint sie wie es einer Fürstinn ziemt die sich der Menge darstellen will.

Jason aber hat ein angenehmes Gesicht, nicht ohne Manneskraft, sein Auge blickt ernst unter den Augenbrauen hervor, es deutet auf hohe Gesinnungen, auf ein Verschmähen aller Hindernisse. Das goldgelbe Haar bewegt sich um das Gesicht und die feine

Wolle sproßt um die Wange, gegürtet ist sein weites Kleid, von seinen Schultern fällt eine Löwenhaut, er steht gelehnt am Spieß. Der Ausdruck seines Gesichtes ist nicht übermüthig, vielmehr bescheiden, doch voll Zutrauen auf seine Kräfte. Amor zwischen beiden maßt sich an dieses Kunststück ausgeführt zu haben. Mit übereinander geschlagenen Füßen stützt er sich auf seinen Bogen, die Fackel hat er umgekehrt zur Erde gesenkt, anzudeuten daß Untheil diese Verbindnng bedrohe.

Die Rückkehr der Argonauten.

Dieses Bild, mein Sohn, bedarf wohl keiner Auslegung, du machst dir sie, ohne dich anzustrengen, selbst: denn das ist der Vortheil bey cyklischen Darstellungen, daß eine auf die andere hinweist, daß man sich, in bekannter Gegend, mit denselben Personen, nur unter andern Umständen wieder finde.

Du erkennst hier Phasis, den Flußgott, wieder, sein Strom stürzt sich, wie vormals, ins Meer. Dießmal aber führt er Argo, das Schiff, abwärts, der Mündung zu. Die Personen die es trägt kennst du sämmtlich. Auch hier ist Orpheus, der mit Saitenspiel und Sang die Gesellen antreibt zu kräftigem Ruderschlag. Doch kaum bedarf es einer solchen Anreizung, aller Arme streben ja schon kräftigst den hinabeilenden Fluß zu übereilen, aller Gefahren wohl bewußt die sie im Rücken bedrohen.

Auf dem Hintertheile des Schiffes steht Jason mit seiner schönen Beute, er hält, wie immer, seinen Spieß zur Vertheidigung seiner Geliebten bewaffnet; sie aber steht nicht, wie wir sie sonst gekannt, herrlich und hehr, voll Muth und Trotz, ihre Augen, niederblickend, stehen voll Thränen, Furcht wegen der begangenen That und Nachdenken über die Zukunft scheinen sie zu beschäftigen. Auf ihren Zügen ist Ueberlegung ausgedrückt, als

wenn sie jeden der streitenden Gedanken in ihrer Seele besonders betrachtete, den Blick auf jeden Einzelnen heftete.

Am Lande siehst du die Auflösung dessen was dir räthselhaft bleiben könnte. Um eine hohe Fichte ist ein Drache vielfach gewunden und geschlungen, das schwere Haupt jedoch auf den Boden gesenkt, diese, hat Medea eingeschläfert und das goldene Vließ war erobert.

Aber schon hat Aeetes den Verrath entdeckt, du erblickst den zornigen Vater auf einem vierspännigen Kriegswagen. Der Mann ist groß, über die Anderen hervorragend, mit einer riesenhaften Rüstung angethan. Wüthend glüht sein Gesicht, Feuer strömt aus den Augen. Entzündet ist die Fackel in seiner Rechten und deutet auf den Willen Schiff und Schiffende zu verbrennen. Auf den Hinterwagen ward sein Spieß gesteckt, auch diese verderbliche Waffe gleich zur Hand.

Den wilden Anblick dieses Heranstürmers vermehrt das gewaltige Vorgreifen der Pferde; die Nasenlöcher stehen weit offen, den Nacken werfen sie in die Höhe, die Blicke sind voll Muths, wie allezeit, jetzt besonders da sie aufgeregt sind, sie keuchen aus tiefer Brust, weil Absyrtus, der seinen Vater Aeetes führt, ihnen schon Blutstriemen geschlagen hat. Der Staub den sie erregen verdunkelt über ihnen die Luft

---

Perseus und Andromeda.

Und sind diese, das Ufer bespülenden Wellen nicht blutroth? die Küste wäre dieß Indien oder Aethiopien? und hier im fremdesten Lande, was hat wohl der griechische Jüngling zu thun? Ein seltsamer Kampf ist hier vorgefallen, das sehen wir. Aus dem äthiopischen Meere stieg oft ein dämonischer Seedrache ans Land, um Heerden und Men-

schen zu tödten. Opfer wurden ihm geweiht, und nun auch Andromeda, die Königs-Tochter, die deßhalb nackt an den Felsen angeschlossen erscheint; aber sie hat nichts mehr zu fürchten, der Sieg ist gewonnen, das Ungeheuer liegt ans Ufer herausgewälzt und Ströme seines Blutes sind es die das Meer färben.

Perseus eilte, von Göttern aufgefordert, unter göttlicher Begünstigung, wundersam bewaffnet herbey, aber doch vertraute er sich nicht allein; den Amor rief er heran, daß der ihn beym Luftkampf umschwebte und ihm beystünde, wenn er bald auf das Unthier herabschießen, bald sich wieder von ihm vorsichtig entfernen sollte. Beyden zusammen, dem Gott und dem Helden, gebührt der Siegespreis. Auch tritt Amor hinzu in herrlicher Jünglings-Größe, die Fesseln der Andromeda zu lösen, nicht wie sonst göttlich beruhigt und heiter, sondern

wie aufgeregt und tief athmend, vom überwundenem großen Bestreben.

Andromeda ist schön, merkwürdig wegen der weißen Haut als Aethioperinn; aber noch mehr Bewunderung erfordert ihre Gestalt. Nicht sind die lydischen Mädchen weicher und zärter, die von Athen nicht stolzeres Ansehns, noch die von Sparta kräftiger.

Besonders aber wird ihre Schönheit erhöht durch die Lage, in welcher sie sich befindet. Sie kann es nicht glauben daß sie so glücklich befreyt ist, doch blickt sie schon dem Perseus zu lächeln.

Der Held aber liegt ohnfern in schön duftendem Grase, worein die Schweißtropfen fallen. Den Medusenkopf beseitigt er, damit Niemand, ihn erblickend, versteine. Eingeborne Hirten reichen ihm Milch und Wein. Es ist für uns ein fremder lustiger Anblick

diese Aethiopier schwarz gefärbt zu sehen, wie sie zähneblåckend lachen und von Herzen sich freuen, an Gesichtszügen meist einander ähnlich. Perseus läßt es geschehen, stützt sich auf den linken Arm, erhebt sich athmend und betrachtet nur Andromeda. Sein Mantel flattert im Winde, dieser ist von hoher Purpurfarbe, besprengt mit dunkleren Blutstropfen, die unter dem Kampfe mit dem Drachen hinaufspritzten.

Seine Schulter so trefflich zu mahlen hat der Künstler die elfenbeinerne des Pelops zum Muster genommen, aber nur der Form nach: denn diese hier, vorher schon lebendig fleischfarben, ward im Kampf nur noch erhöhter. Die Adern sind nun doppelt belebt: denn nach dem erhitztesten Streite, fühlt eine neue liebliche Regung der Held im Anblick Andromedas.

Cyclope und Galathee.

Du erblickst hier, mein Sohn, das Felsenufer einer zwar steilen und gebirgigen, aber doch glücklichen Insel, denn du siehst, in Thälern und auf abhängigen Räumen, Weinlese halten und Weitzen aberndten. Diese Männer aber haben nicht gepflanzt noch gesäet, sondern ihnen wächst, nach dem Willen der Götter, so wie durch dichterische Gunst, alles von selbst entgegen. Auch siehst du an höheren schroffen Stellen Ziegen und Schaafe behaglich weiden: denn auch Milch, sowohl frische als geronnene, lieben die Bewohner zu Trank und Speise.

Fragst du nun welches Volk wir sehen? so antworte ich dir: es sind die rauhen Cyclopen, die keine Häuser auferbauen, sondern sich in Höhlen des Gebirges einzeln unterthun, deßwegen betreiben sie auch kein ge-

meinsames Geschäft, noch versammeln sie sich zu irgendeiner Berathung.

Lassen wir aber alles dieses bey Seite! wenden wir unsern Blick auf den Wildesten unter ihnen, auf den hier sitzenden Polyphem, den Sohn Neptuns. Ueber seinem einzigen Auge dehnt sich ein Brauen-Bogen von Ohr zu Ohr, über dem aufgeworfenen Mund steht eine breite Nase, die Eckzähne ragen aus dem Lippen-Winkel herab, sein dichtes Haar starrt umher wie Fichtenreiß, an Brust, Bauch und Schenkeln ist er ganz rauch. Innerlich hungert er, löwengleich, nach Menschenfleisch; jetzt aber enthält er sich dessen, er ist verliebt, möchte gar zu gern gesittet erscheinen und bemüht sich wenigstens freundlich auszusehen. Sein Blick aber bleibt immer schrecklich, das Drohende desselben läßt sich nicht mildern, so wie reißende Thiere, wenn sie auch gehorchen, doch immer grimmig umherblicken.

Den deutlichsten Beweis aber wie sehr er wünscht sich angenehm zu machen, giebt sein gegenwärtiges Benehmen. Im Schatten einer Steineiche hält er die Flöte unter dem Arm und läßt sie ruhen, besingt aber Galateen, die Schöne des Meers, die dort unten auf der Welle spielt; dorthin blickt er sehnsuchtsvoll, singt ihre weiße Haut, ihr munteres frisches Betragen. An Süßigkeit überträfe sie ihm alle Trauben. Auch mit Geschenken möchte er sie bestechen, er hat zwey Rehe und zwey allerliebste Bären für sie aufgezogen. Solch ein Drang, solch eine Sehnsucht verschlingt alle gewohnte Sorgfalt, diese zerstreuten Schaafe sind die seinigen, er achtet sie nicht, zählt sie nicht, schaut nicht mehr landwärts, sein Blick ist aufs Meer gerichtet.

Ruhig schwankt die breite Wasserfläche unter dem Wagen der Schönen, vier Delphine nebeneinander gespannt scheinen, zusammen fortstrebend, von Einem Geiste be-

feelt, jungfräuliche Tritonen legen ihnen Zaum und Gebiß an ihre muthwilligen Sprünge zu dämpfen. Sie aber steht auf dem Muschelwagen, das purpurne Gewand, ein Spiel der Winde, schwillt segelartig über ihrem Haupte und beschattet sie zugleich; deßhalb ein röthlicher Durchschein auf ihrer Stirne glänzt, aber doch die Röthe der Wangen nicht überbietet. Mit ihren Haaren versucht Zephyr nicht zu spielen, sie scheinen feucht zu seyn. Der rechte Arm, gebogen, stützt sich, mit zierlichen Fingern, leicht auf die weiche Hüfte, der Ellbogen blendet uns durch sein röthlich Weiß, sanft schwellen die Muskeln des Arms wie kleine Meereswellen, die Brust dringt hervor, wer möchte der Schenkel Vollkommenheit verkennen! Bein und Fuß sind schwebend über das Meer gewendet, die Sohle berührt ganz leise das Wasser, eine steurende Bewegung anzudeuten. Aufwärts aber die Augen! ziehen uns immer wieder und wieder an. Sie sind bewundernswürdig, sie

verrathen den schärfsten, unbegränztesten Blick der über das Ende des Meeres hinausreicht.

Bedeutend ist es für unsere Zwecke, wenn wir mit dieser Beschreibung zusammenhalten was Raphael, die Carrache und andere an demselben Gegenstand gethan. Eine solche Vergleichung wird uns den alten und neuen Sinn, beyde nach ihrer ganzen Würdigkeit, aufschließen.

Meles und Critheis.

Die Quellnymphe Critheis liebt den Flußgott Meles, aus beyden, jonischen Ursprungs, wird Homer geboren.

Meles, im frühen Jünglingsalter vorgestellt. Von seiner Quelle, deren Auslauf ins Meer man zugleich sieht, trinkt die Nymphe ohne Durst, sie schöpft das Wasser und

scheint mit der rieselnden Welle zu schwätzen, indem ihr liebevolle Thränen herabrinnen. Der Fluß aber liebt sie wieder und freut sich dieses zärtlichen Opfers.

Die Hauptschöne des Bildes ist in der Figur des Meles. Er ruht auf Krokos, Lothos und Hyacinthen, blumenliebend, früheren Jahren gemäß; er selbst ist als Jüngling dargestellt, zartgebildet und gesittet, man möchte sagen seine Augen sännen auf etwas Poetisches.

Am anmuthigsten erweist er sich, daß er nicht heftiges Wasser ausströmt, wie ein rohes ungezogenes Quellgeschlecht wohl thun mag, sondern, indem er mit seiner Hand über die Oberfläche der Erde hinfährt, läßt er das sanftquellende Wasser durch die Finger rauschen, als ein Wasser geschickt Liebesträume zu wecken.

Aber kein Traum ists, Critheis! denn deine stillen Wünsche sind nicht vergebens: bald werden sich die Wellen bäumen und, unter ihrem grünpurpurnen Gewölbe, dich und den Gott liebebegünstigend verbergen.

Wie schön das Mädchen ist, wie zart ihre Gestalt, jonisch in allem! Schamhaftigkeit ziert ihre Bildung und gerade diese Röthe ist hinlänglich für die Wangen. Das Haar, hinter das Ohr gezogen, ist mit purpurner Binde geschmückt. Sie schaut aber so süß und einfach daß auch die Thränen das Sanfte vermehren. Schöner ist der Hals ohne Schmuck, und wenn wir die Hände betrachten finden wir weiche, lange Finger, so weiß als der Vorderarm, der unter dem weißen Kleid noch weißer erscheint, so zeigt sich auch eine wohlgebildete Brust.

Was aber haben die Musen hier zu schaffen? An der Quelle des Meles sind sie

nicht fremd: denn schon geleiteten sie, in Bienengestalt, die Flotte der atheniensischen Colonien hierher. Wenn sie aber gegenwärtig am Ort leichte Tänze führen, so erscheinen sie als freudige Parzen, die einstehende Geburt Homers zu feyern.

III.

Minervas Geburt.

Sämtliche Götter und Göttin'nen siehst du im Olymp versammelt, sogar die Nymphen der Flüsse fehlen nicht. Alle sind erstaunt die ganz bewaffnete Pallas zu sehen, welche so eben aus dem Haupte des Zeus gesprungen ist. Vulkan, der das Werk verrichtet, steht und scheint um die Gunst der Göttinn sich zu bemühen, sein Werkzeug in der Hand, das wie der Regenbogen von Farben glänzt. Zeus athmet von Freude wie

einer der eine große Arbeit um großes Nutzens willen übernommen, und, stolz auf eine solche Tochter, betrachtet er sie mit Aufmerksamkeit. Auch Juno ohne Eifersucht sieht sie mit Neigung an, als ob sie ihr eigen Kind wäre.

Ferner sind unten die Athener und Rhodier vorgestellt, auf zwey Hochburgen, im Land und auf der Insel, der Neugebornen schon Opfer bringend; die Rhodier nur unvollkommen, ohne Feuer; aber die Athener mit Feuer und hinreichender Anstalt, wovon der Rauch hier glänzend gemahlt ist, als wenn er mit gutem Geruch aufstiege. Deßwegen schreitet auch die Göttinn auf sie zu, als zu den weisesten. Aber zugleich hat Zeus die Rhodier bedacht, weil sie seine Tochter zuerst mit anerkannt: denn man sagt er habe eine große Wolke Goldes über ihre Häuser und Straßen ausgeschüttet. Deßwegen schwebt auch hier Plutus, von den Wolken herab

über diesen Gebäuden, ganz vergoldet, um den Stoff anzuzeigen den er ausspendet.

Geburt des Dionysos.

Eine breite Feuerwolke hat die Stadt Theben bedeckt und mit großer Gewalt umhüllte Donner und Blitz den Pallast des Cadmus. Denn Zeus hat seinen tödtlichen Besuch bey Semele vollbracht. Sie ist schon verschieden und Dionysos in Mitten des Feuers geboren. Ihr Bildniß, gleich einem dunklen Schatten, steigt gegen den Himmel; aber der Gottknabe wirft sich aus dem Feuer heraus und, leuchtender als ein Stern, verdunkelt er die Gluth daß sie finster und trüb erscheint. Wunderbar theilt sich die Flamme, sie bildet sich nach Art einer angenehmen Grotte: denn der Epheu, reich von Trauben, wächst rings umher; der Weinstock, um Thyrsusrohre geschlungen, steigt willig aus

der Erde, er sproßt zum Theil mitten in den Flammen, worüber man sich nicht verwundern muß: denn zu Gunsten des Gottes wird zunächst hier alles wunderbar zugehen.

Beachtet nun auch den Pan, wie er, auf Citharons Berggipfel, den Dionysos verehrt, tanzend und springend, das Wort Evoe im Munde. Aber Citharon in menschlicher Gestalt betrübt sich schon über das Unglück das bevorsteht. Ein Epheukranz hängt ihm leicht auf dem Scheitel, im Begriff herabzufallen: er mag zu Ehren des Dionysos nicht gern gekränzt seyn. Denn schon pflanzt die rasende Megäre eine Fichte nächst bey ihm, und dort entspringt jene Quelle, wo Pentheus Blut und Leben verlieren soll.

Geburt des Hermes.

Auf dem Gipfel des Olymps ist Hermes der Schalk geboren, die Jahreszeiten nahmen ihn auf. Sie sind alle mit gehöriger Schönheit vorgestellt. Sie umwickeln ihn mit Windeln und Binden, welche sie mit den ausgesuchtesten Blumen bestreuen. Die Mutter ruht neben an auf einem Lager.

Sogleich aber hat er sich aus seinen Gewanden heimlich losgemacht und wandelt munter den Olymp hinab. Der Berg freut sich sein und lächelt ihm zu. Schon treibt der Knabe die am Fuße weidenden, weißen, mit vergoldeten Hörnern geschmückten Kühe, Phöbus Eigenthum, in eine Höhle.

Phöbus ist zur Maja geeilt, um sich über diesen Raub zu beklagen. Sie aber sieht ihn verwundert an und scheint ihm nicht zu glau-

ben. Während solches Gespräches hat sich Hermes schon hinter Phöbus geschlichen. Leicht springt er hinauf und macht den Bogen los. Phöbus aber, den schelmischen Räuber entdeckend, erheitert sein Gesicht. Dieser Ausdruck des Uebergangs von Verdruß zu Behagen macht der Weisheit und Fertigkeit des Künstlers viel Ehre.

IV.

H e r k u l e s.

Um diesen ungeheuren Gegenstand nur einigermaßen übersehen zu können, fassen wir uns kurz und sagen, daß Herkules der Alkmene Sohn dem Künstler hinreiche und er sich um alles übrige was nach und nach auf diesen Namen gehäuft worden keineswegs umzuthun braucht.

Götter und gottähnliche Wesen sind gleich nach der Geburt vollendet, Pallas entspringt dem Haupte Jupiters geharnischt, Mercur spielt den diebischen Schalk ehe sichs die Wöchnerinn versieht. Diese Betrachtung müssen wir fest halten, wenn wir folgendes Bild recht schätzen wollen.

Herkules in Windeln. Nicht etwa in der Wiege und auch nicht einmal in Windeln, sondern ausgewindelt wie oben Mercur. Kaum ist Alkmene, durch List der Galanthis, vom Herkules genesen, kaum ist er in Windeln, nach löblicher Ammenweise, beschränkt, so schickt die betrogene, unversöhnliche Juno, unmittelbar bey eintretender Mitternacht, zwey Schlangen auf das Kind. Die Wöchnerinn fährt entsetzt vom Lager, die beyhelfenden Weiber, nach mehrtägiger Angst und Sorge nochmals aufgeschreckt, fahren hülflos durcheinander. Ein wildes Getümmel entsteht in dem so eben hochbeglückten Hause.

Troß diesem allem wäre der Knabe verlo- ren, entschlösse er sich nicht kurz und gut. Rasch befreit er sich von den lästigen Banden, faßt die Schlangen, mit geschicktem Griff, un- mittelbar unter dem Kopf an der obersten Kehle, würgt sie; aber sie schleppen ihn fort und der Kampf entscheidet sich zuletzt am Boden. Hier kniet er: denn die Weisheit des Künstlers will nur die Kraft der Arme und Fäuste darstellen. Diese Glieder sind schon göttlich; aber die Kniee des neugebornen Men- schenkindes müssen erst durch Zeit und Nah- rung gestärkt werden, dießmal brechen sie zu- sammen wie jedem Säugling der aufrecht stehen sollte. Also Herkules am Boden. Schon sind, von dem Druck der kindischen Faust, Le- bens- und Ringelkräfte der Drachen auf- gelößt, schlaff ziehen sich ihre Windungen am Estrich, sie neigen ihr Haupt unter Kin- desfaust und zeigen einen Theil der Zähne scharf und giftvoll, die Kämme welk, die Au- gen geschlossen, die Schuppen glanzlos. Ver-

schwunden ist Gold und Purpur ihrer sonst ringelnden Bewegung, und, anzudeuten ihr völliges Verlöschen, ward ihre gelbe Haut mit Blut bespritzt.

Alkmene, im Unterkleide mit fliegenden Haaren, wie sie dem Bette entsprang, streckt aus die Hände und schreit. Dann scheint sie, über die Wunderthat betroffen, sich zwar vom Schrecken zu erholen, aber doch ihren eigenen Augen nicht zu trauen. Die immer geschäftigen Weiber möchten bestürzt sich gegen einander verständigen. Auch der Vater ist aufgeregt; unwissend, ob ein feindlicher Ueberfall sein Haus ergriff, sammelt er seine getreuen Thebaner und schreitet heran, zum Schutze der Seinigen. Das nackte Schwert ist zum Hieb aufgehoben, aber aus den Augen leuchtet Unentschlossenheit; ob er staunt, oder sich freut, weiß ich nicht, daß er als Retter zu spät komme sieht er glücklicherweise nur allzudeutlich.

Und so bedarf denn dieser unbegreifliche Vorgang einer höheren Auslegung; deßhalb steht Tyresias in der Mitte, uns zu verkündigen die überschwängliche Größe des Helden. Er ist begeistert, tief und heftig Athem holend, nach Art der Wahrsagenden. Auch ist in der Höhe, nach löblichem dichterischen Sinn, die Nacht als Zeuge dieses großen Ereignisses in menschlicher Gestalt beygesellt; sie trägt eine Fackel in der Hand, sich selbst erleuchtend, damit auch nicht das Geringste von diesen großen Anfängen unbemerkt bleibe.

Indem wir nun bewundernd uns vor die Einbildungskraft stellen, wie Wirklichkeit und Dichtung verschwistert äußere That und tieferen Sinn vereinigen; so begegnet uns in den Herkulanischen Alterthümern derselbe Gegenstand, freilich nicht in so hochsinnlicher Sphäre, aber dennoch sehr schätzenswerth. Es ist eigentlich eine Familienscene, verständig gedacht und symbolisirt. Auch hier finden

wir Herkules am Boden, nur hat er die Schlangen ungeschickt angefaßt, viel zu weit abwärts, sie können ihn nach Belieben beißen und ritzen. Die bewegteste Stellung der Mutter nimmt die Mitte des Bildes ein, sie ist herrlich, von den Alten bey jeder schicklichen Gelegenheit wiederholt. Amphitruo auf einem Thronsessel, (denn bis zu seinen Füßen hat sich der Knabe mit den Schlangen heran gebalgt,) eben im Begriff aufzustehen, das Schwert zu ziehen, befindet sich in zweifelhafter Stellung und Bewegung. Gegen ihm über der Pädagog. Dieser alte Hausfreund hat den zweyten Knaben auf den Arm genommen und schützt ihn vor Gefahr.

Dieses Bild ist jedermann zugänglich und höchlich zu schätzen, ob es gleich, schwächerer Zeichnung und Behandlung nach, auf ein höheres vollkommenes Original hindeutet.

Aus dieser liebenswürdigen Wirklichkeit hat sich nun ein dritter Künstler in das Höchste

gehoben, der, wie Plinius meldet, eben den ganzen Himmel um Zevs versammmelte, damit Geburt und That des kräftigen Sohnes auf Erden für ewige Zeiten bestätigt sey. Zu diesem hohen geistigen Sinne, daß ohne Bezug des Oberen und Unteren nichts dämonisch Großes zu erwarten sey, haben die Alten, wie wir schon öfters rühmen müssen, ihre künstlerischen Arbeiten hingelenkt. Auch war bey Minervens Geburt derselbige Fall, und wird nicht noch bis auf diesen Tag bey Geburt eines bedeutenden Kindes, um sie zu bewahrheiten, zu bekräftigen und zu verehren, alles was Großes und Hohes den Fürsten umgiebt herbeygerufen.

Nun, zum Zeugniß, wie die Alten aus der Fülle der Umgebung den Hauptmoment herauszuheben und einzeln darzustellen das Glück gehabt, erwähnen wir einer sehr kleinen antiken Münze von der größten Schönheit, deren Raum das tüchtige Kind mit den Schlangen

im Conflict bis an den letzten Rand vollkommen ausfüllt. Möge ein kräftiger junger Künstler einige Jahre seine Bemühungen diesem Gegenstande schenken.

Wir schreiten nun fort in das Leben des Helden, und da bemerken wir, daß man eigentlich zu viel Gewicht auf seine zwölf Arbeiten gelegt, wie es geschieht, wenn eine bestimmte Zahl und Folge ausgesprochen ist, da man denn wohl immer ein Dutzend ähnlicher Gegenstände in einem Kreise beysammen sehen mag. Doch gewiß finden sich unter den übrigen Thaten des Helden, die er aus reinem Willen, oder auf zufällige Anregung, unternahm noch wichtige, mehr erfreuliche Bezüge. Glücklicherweise giebt unsere Gallerie hievon die schönsten Beyspiele.

Hercules und Acheloos.

Um dieses Bild klar ins Anschauen zu fassen, mußt du, mein Sohn, dich wohl zusammennehmen und voraus erfahren daß du auf aetolischem Grund und Boden seyest. Diese Heroine, mit Buchenlaub bekränzt, von ernstem, ja widerwilligem Ansehen, ist die Schutzgöttinn der Stadt Calydon; sie wäre nicht hier, wenn nicht das ganze Volk die Mauern verlassen und einen Kreis geschlossen hätte, dem ungeheuersten Ereigniß zuzusehen.

Denn du siehst hier den König Oeneus in Person, traurig wie es einem König ziemt, der zu seiner und der Seinen Errettung kein Mittel sieht. Wovon aber eigentlich die Rede sey begreifen wir näher, wenn wir seine Tochter neben ihm sehen, zwar als Braut ge-

schmückt, jedoch gleichfalls niedergeschlagen, mit abgewendetem Blicke.

Was sie zu sehen vermeidet ist ein unwillkommener, furchtbarer Freyer, der gefährliche Gränz-Nachbar, Flußgott Acheloos. Er steht in derbster Mannsgestalt, breitschulterig, ein Stierhaupt zu tragen mächtig genug. Aber nicht allein tritt er auf, zu beyden Seiten stehen ihm die Truggestalten, wodurch er die Calydonier schrecket. Ein Drache in fürchterlichen Windungen aufgereckt, roth auf dem Rücken, mit strotzendem Kamm, von der andern Seite ein munteres Pferd von schönster Mähne, mit dem Fuß die Erde schlagend als wenn es zum Treffen sollte. Betrachtest du nun wieder den furchtbaren Flußgott in der Mitte, so entsetzest du dich vor dem wilden Bart, aus welchem Quellen hervortriefen. So steht nun alles in größter Erwartung, als ein tüchtiger Jüngling herantritt, die Löwenhaut abwerfend und eine Keule in der Hand behaltend.

Hat man nun bisher das Vergangene deutungsweise vorgeführt, so siehst du, nun verwandelte sich Ageloos in einen mächtig gehörnten Stier, der auf Hercules losrennt. Dieser aber faßt mit der linken Hand das Horn des dämonischen Ungeheuers und schlägt das andere mit der Keule herab. Hier fließt Blut, woraus du siehst daß der Gott in seiner innersten Persönlichkeit verwundet ist. Hercules aber, vergnügt über seine That, betrachtet nur Dejanira; er hat die Keule weggeworfen und reicht ihr das Horn zum Unterpfand. Künftig wird es zu den Händen der Nymphen gelangen, die es mit Ueberfluß füllen, um die Welt zu beglücken.

Hercules und Nessus.

Diese brausenden Fluthen, welche, angeschwollen, Felsen und Baumstämme mit sich füh-

rend, jedem Reisenden die sonst bequeme Furt versagen, es sind die Fluthen des Ephenus, des calydonischen Landstroms. Hier hat ein wundersamer Fährmann seinen Posten genommen, Nessus, der Centaur, der einzige seines Geschlechters, der aus Pholoe den Händen des Hercules entrann. Hier aber hat er sich einem friedlichen nützlichen Geschäft ergeben, er dient mit seinen Doppelkräften jedem Reisenden, diese will er auch für Hercules und die Seinigen verwenden.

Hercules, Dejanira und Hyllus kamen im Wagen zum Flusse; hier machte Hercules, damit sie sicherer überkämen, die Eintheilung, Nessus sollte Dejaniren übersetzen, Hyllus aber auf dem Wagen sich durchbringen, Hercules gedachte watend zu folgen. Schon ist Nessus hinüber. Auch Hyllus hat sich mit dem Wagen gerettet, aber Hercules kämpft noch gewaltig mit dem Flusse. Indessen vermißt sich der Centaur gegen Dejaniren; der Hülfe

rufenden gleich gewärtig, faßt Hercules den Bogen und sendet einen Pfeil auf den Verwegenen. Er schießt, der Pfeil trifft, Dejanira reicht die Arme gegen den Gemahl. Dieß ist der Augenblick den wir im Bilde bewundern. Der junge Hyllus erheitert die gewaltsame Scene; ans Ufer gelangt hat er sogleich die Leitriemen an den Wagen gebunden, und nun steht er droben, klatscht in die Hände und freut sich einer That, die er selbst nicht verrichten konnte. Nessus aber scheint das tödtliche Geheimniß Dejaniren noch nicht vertraut zu haben.

Betrachtung.

Wir halten fest im Auge daß bey Hercules auf Persönlichkeit alles gemeynt sey; nur unmittelbare That sollte den Halbgott verherrlichen. Mit Händen zu ergreifen, mit Fäu-

sten zu zerschmettern, mit Armen zu erdrücken, mit Schultern zu ertragen, mit Füßen zu erreichen, das war seine Bestimmung und sein Geschick. Bogen und Pfeile dienten ihm nebenher, um in die Ferne zu wirken, als Nahwaffe gebrauchte er die Keule und selbst diese öfters nur als Wanderstab. Denn gewöhnlich um die That zu beginnen wirft er sie weg, eben so auch die Löwenhaut, die er mehr als ein Siegeszeichen, denn für ein Gewand trägt. Und so finden wir ihn immer auf sich selbst gestützt, im Zweykampf, Wettstreit, Wetteifer überall ehrenvoll auftretend.

Daß seine Gestalt von dem Künstler jedesmal nach der nächsten Bestimmung modificirt worden, können wir weissagen, wobey die köstlichsten classischsten Reste uns zu Hülfe kommen; nicht weniger Zeugnisse der Schriftsteller, wie wir sogleich sehen werden.

Hercules und Anteus.

Der libysche Wegelagerer verläßt sich auf seine Kräfte, die von der Mutter Erde nach jedem Verlust durch die mindeste Berührung wieder erstattet werden. Er ist im Begriff die Erschlagenen zu begraben, und man muß ihn wohl für einen Sohn des Bodens halten, denn er gleicht einer roh gebildeten Erdscholle. Er ist fast eben so breit als lang, der Hals mit den Schultern zusammengewachsen, Brust und Hals scheinen so hart als wenn der Erzarbeiter sie mit Hämmern getrieben hätte. Fest steht er auf seinen Füßen, die nicht gerade, aber tüchtig gebildet sind.

Diesem vierschrötigen Boxer steht ein gelenker Held entgegen, gestaltet als wenn er zu Faustkämpfen ganz allein geboren und ge-

übt sey. Ebenmaaß und Stärke der Glieder geben das beste Zutrauen, sein erhabenes Ansehen läßt uns glauben daß er mehr sey als ein Mensch. Seine Farbe ist rothbraun und die aufgelaufenen Adern verrathen innerlichen Zorn, ob er sich gleich zusammennimmt, um, als ein von beschwerlicher Wanderung Angegriffener, nicht etwa hier den Kürzern zu ziehen. Solchen Verzug fühlt Anteus nicht, schwarz von der Sonne gebrannt, tritt er frech dem Helden entgegen, nur daß er sich die Ohren verwahrt, weil dorthin die ersten mächtigsten Schläge fallen.

Dem Helden jedoch ist nicht unbewußt daß er weder mit Stoß noch Schlag das Ungeheuer erlegen werde. Denn Gaea, die Mutter, stellt ihren Liebling, wie er sie nur im mindesten berührt, in allen Kräften wieder her. Deßhalb faßt Hercules den Anteus in der Mitte, wo die Rippen sind, hält ihm die Hände hinterwärts zusammen, stemmt den Ellenbogen ge-

gen den keuchenden Bauch und stößt ihm die Seele aus. Du siehst wie er winselnd auf die Erde herabblickt, Hercules hingegen voller Kraft bey der Arbeit lächelt. Daß auch Götter diese That beobachten kannst du an der goldenen Wolke sehen die, auf den Berg gelagert, sie wahrscheinlich bedeckt. Von dorther kommt ja Mercur, als Erfinder des Faustkampfes, den Sieger zu bekränzen.

Hercules und Atlas.

Dießmal treffen wir unsern Helden nicht kämpfend noch streitend, nein, der löblichste Wetteifer hat ihn ergriffen, im Dulden will er hülfreich seyn. Denn auf seinem Wege zu den libyschen Hesperiden, wo er die goldenen Aepfel gewinnen sollte, findet er Atlas, den Vater jener Heroinen, unter der ungeheuern Last des Firmamentes, das ihm zu tragen auferlegt war, fast erliegend. Wir sehen die riesenhafte

Gestalt auf ein Knie niedergedruckt, Schweiß rinnt herab. Den eingezogenen Leib und dessen Darstellung bewundern wir, er scheint wirklich eine Höhle, aber nicht finster, denn er ist, durch Schatten und Wiederscheine die sich begegnen, genugsam erleuchtet, dem Maler als ein großes Kunststück anzurechnen. Die Brust dagegen tritt mächtig hervor in vollem Lichte, sie ist kräftig, doch scheint sie gewaltsam ausgedehnt. Ein tiefes Athemholen glaubt man zu bemerken; so scheint auch der Arm zu zittern, welcher die himmlischen Kreise stützt. Was aber in diesen sich bewegt ist nicht körperlich gemalt, sondern als in Aether schwimmend; die beyden Bären sieht man, so wie den Stier, auch Winde blasen theils gemeinsam, theils widerwärtig, wie es sich in der Atmosphäre begeben mag.

Hercules aber tritt hinzu, im Stillen begierig auch dieses Abentheuer zu bestehen, er bietet nicht geradezu dem Riesen seine Dienste,

aber bedauert den gewaltsamen Zustand, und erweist sich nicht abgeneigt einen Theil der Last zu übertragen; der andere dagegen ist es wohl zufrieden, und bittet daß er das Ganze nur auf kurze Zeit übernehmen möge. Nun sehen wir die Freudigkeit des Helden zu solcher That, aus seinem Angesicht leuchtet Bereitwilligkeit, die Keule ist weggeworfen, nach Bemühung streben die Hände. Diese lebhafte Bewegung ist durch Licht und Schatten des Körpers und aller Glieder kräftig hervorgehoben, und wir zweifeln keinen Augenblick die ungeheuere Last von den Schultern des einen auf die Schultern des andern herübergewälzt zu sehen.

Untersuchen wir uns recht, so können wir den Hercules nicht als gebietend, sondern immer als vollbringend in der Einbildungskraft hervorrufen, zu welchen Zwecken ihn denn auch die Fabel in die entschiedensten Verhältnisse gesetzt hat. Er verlebt seine Tage als Diener,

als Knecht, er freut sich keiner Heimath, theils zieht er auf Abentheuer umher, theils in Verbannung; mit Frau und Kindern ist er unglücklich, so wie mit schönen Günstlingen, zu deren Betrachtung wir nun aufgefordert sind.

Hercules und Hylas.

Der Held als Jüngling begleitet die Argonautenfahrt, einen schönen Liebling, den Hylas an der Seite. Dieser, knabenhaft, Wasser zu holen, steigt in Mysien ans Land, um nicht zurückzukehren. Hier sehen wir wie es ihm ergangen; denn als er unklug, von einem abschüssigen Ufer herab, die klare Welle schöpfen will, wie sie in dichtem Waldgebüsch reichlich hervorquillt, findet es eine lüsterne Nymphe gar leicht ihn hinabzustoßen. Noch kniet sie oben in derselben Handlung und Bewegung. Zwey andere aus dem Wasser erhoben verbün-

den sich mit ihr, vier Hände glücklich verschlungen sind beschäftigt den Knaben unterzutauchen; aber mit so ruhiger schmeichelnder Bewegung wie es Wellengöttinnen geziemt. Noch ist die Linke des Knaben beschäftigt den Krug ins Wasser zu tauchen, seine Rechte, wie zum Schwimmen ausgestreckt, mag nun auch bald von den holdseligen Feindinnen ergriffen werden. Er wendet sein Gesicht nach der ersten, gefährlichsten, und wir würden dem Maler einen hohen Preis zuerkennen, welcher die Absicht des alten Künstlers uns wieder belebt vor Augen stellte. Dieses Mienenspiel von Furcht und Sehnsucht, von Scheu und Verlangen, auf den Gesichtszügen des Knaben würde das liebenswürdigste seyn was ein Künstler uns darstellen könnte. Wüßte er nun den gemeinsamen Ausdruck der drey Nymphen abzustufen, entschiedene Begierde, dunkles Verlangen, unschuldige, gleichsam spielende Theilnahme zu sondern und auszudrücken, so würde ein Bild entstehen, welches auf den Beyfall

als Knecht, er freut sich keiner Heimath, theils zieht er auf Abentheuer umher, theils in Verbannung; mit Frau und Kindern ist er unglücklich, so wie mit schönen Günstlingen, zu deren Betrachtung wir nun aufgefordert sind.

Hercules und Hylas.

Der Held als Jüngling begleitet die Argonautenfahrt, einen schönen Liebling, den Hylas an der Seite. Dieser, knabenhaft, Wasser zu holen, steigt in Mysien ans Land, um nicht zurückzukehren. Hier sehen wir wie es ihm ergangen; denn als er unklug, von einem abschüssigen Ufer herab, die klare Welle schöpfen will, wie sie in dichtem Waldgebüsch reichlich hervorquillt, findet es eine lüsterne Nymphe gar leicht ihn hinabzustoßen. Noch kniet sie oben in derselben Handlung und Bewegung. Zwey andere aus dem Wasser erhoben verbün-

den sich mit ihr, vier Hände glücklich verschlungen sind beschäftigt den Knaben unterzutauchen; aber mit so ruhiger schmeichelnder Bewegung wie es Wellengöttinnen geziemt. Noch ist die Linke des Knaben beschäftigt den Krug ins Wasser zu tauchen, seine Rechte, wie zum Schwimmen ausgestreckt, mag nun auch bald von den holdseligen Feindinnen ergriffen werden. Er wendet sein Gesicht nach der ersten, gefährlichsten, und wir würden dem Maler einen hohen Preis zuerkennen, welcher die Absicht des alten Künstlers uns wieder belebt vor Augen stellte. Dieses Mienenspiel von Furcht und Sehnsucht, von Scheu und Verlangen, auf den Gesichtszügen des Knaben würde das liebenswürdigste seyn was ein Künstler uns darstellen könnte. Wüßte er nun den gemeinsamen Ausdruck der drey Nymphen abzustufen, entschiedene Begierde, dunkles Verlangen, unschuldige, gleichsam spielende Theilnahme zu sondern und auszudrücken, so würde ein Bild entstehen, welches auf den Beyfall

der sämmtlichen Kunstwelt Anspruch machen dürfte.

Aber noch ist das Gemälde nicht vollendet, noch schließt sich ein herrlicher unentbehrlicher Theil daran. Hercules als liebender Jüngling drängt sich durchs Dickicht, er hat den Namen seines Freundes wiederholt gerufen. Hylas! Hylas! tönt es durch Fels und Wald und so antwortet auch das Echo: Hylas! Hylas! Solche trügerische Antwort vernehmend steht der Held stille, sein Horchen wird uns deutlich, denn er hat die linke Hand gar schön gegen das linke Ohr gehoben. Wer nun auch hier die Sehnsucht des getäuschten Wiederfindens ausdrücken könnte, der wäre ein Glücklicher, den wir zu begrüßen wünschen.

Hercules und Abderus.

Hier hat der Kräftige das Viergespann des Diomedes mit der Keule bezwungen, eine der Stuten liegt todt, die andere zappelt, und wenn die dritte wieder aufzuspringen scheint, so sinkt die vierte nieder, rauchhaarig und wild sämmtlich anzusehen. Die Krippen aber sind mit menschlichen Gliedern und Knochen gefüllt, wie sie Diomed seinen Thieren zur Nahrung vorzuwerfen pflegte. Der barbarische Rossenährer selbst liegt erschlagen bey den Bestien, wilder anzuschauen als diese.

Aber ein schwereres Geschäft als die That vollbringt nun der Held; denn das Obertheil eines schönen Knaben schlottert in der Löwenhaut. Wohl! wohl! daß uns die untere Hälfte verdeckt scheint. Denn nur einen Theil seines geliebten Abderos trägt Hercules hinweg, da

der andere schon, in der Hitze des gräßlichen Kampfes, von den Ungeheuern aufgezehrt ist.

Darum blickt der Unbezwingliche so bekümmert vor sich hin, Thränen scheint er zu vergießen, doch er nimmt sich zusammen und sinnt schon auf eine würdige Grabstätte. Nicht etwa ein Hügel, eine Säule nur soll den Geliebten verewigen; eine Stadt soll gebaut werden, jährliche Feste gewidmet, herrlich an allerley Arten Wettspiel und Kampf, nur ohne Pferde-Rennen, das Andenken dieser verhaßten Thiere sey verbannt.

Die herrliche Composition welche zu dieser Beschreibung Anlaß gegeben tritt sogleich vor die Phantasie, und der Werth solcher zur Einheit verknüpften mannigfaltigen, bedeutenden, deutlichen Aufgabe wird sogleich anerkannt.

Wir lenken daher unsere Betrachtung nur auf die bedenkliche Darstellung der zerfleischten Glieder, welche der Künstler, der uns die Verstümmlung des Abderos so weislich verbarg, reichlich in den Pferdekrippen ausspendet.

Betrachtet man die Forderungen genauer, so konnten freilich die Ueberreste des barbarischen Futters nicht vermißt werden, man beruhige sich mit dem Ausspruch: Alles Nothwendige ist schicklich.

In den von uns dargestellten und bearbeiteten Bildern finden wir das Bedeutende niemals vermieden, sondern vielmehr dem Zuschauer mächtig entgegengebracht. So finden wir die Köpfe und Schädel, welche der Straßenräuber am alten Baume als Trophäen aufgehängt, eben so wenig fehlen die Köpfe der Freyer Hypodamia's am Pallaste des Vaters aufgesteckt, und wie sollen wir uns bey den Strömen Blutes benehmen, die in so manchen Bil-

dern mit Staub vermischt hin und wieder fließen und stocken. Und so dürfen wir wohl sagen, der höchste Grundsatz der Alten war das Bedeutende, das höchste Resultat aber einer glücklichen Behandlung das Schöne. Und ist es bey uns Neueren nicht derselbe Fall: denn wo wollten wir in Kirchen und Gallerieen die Augen hinwenden, nöthigten uns nicht vollendete Meister so manches widerwärtige Martyrthum dankbar und behaglich anzuschauen.

Wenn wir uns in dem Vorigen für unfähig erklärt haben, die Gestalt des Hercules als eines Herrschenden, Gebietenden, Antreibenden in unserer Einbildungskraft hervorzubringen und wir ihn dagegen nur als dienend, wirkend, leistend anerkennen wollten; so gestehen wir doch gegenwärtig ohne Beschämung, daß der Genius alter Kunst unsere Fähigkei-

ten weit überflügelt und dasjenige was jene für unthunlich hielten schon längst geliefert hat. Denn wir führen uns zur Erinnerung, daß vor dreyßig Jahren sich in Rom der Abguß eines nach England gewanderten Kopfes befand, den Hercules vorstellend, von königlichem Ansehen. In der ganzen Form des Hauptes, so wie in der Bestimmung einzelner Gesichtszüge war der höchste Friede ausgedruckt, den Verstand und klarer Sinn allein dem Antlitz des Menschen verleihen mag. Alles Heftige, Rohe, Gewaltsame war verschwunden, und jeder Beschauende fühlte sich beruhigt in der friedlichen Gegenwart. Diesem huldigte man unbedingt als seinem Herrn und Gebieter, ihm vertraute man als Gesetzgeber, ihn hätten wir in jedem Falle zum Schiedsrichter gewählt.

Hercules und Telephus.

Und so finden wir den Helden auch in dem zartesten Verhältnisse als Vater zum Sohn, und hier bewährt sich abermals die große Beweglichkeit griechischer Bildungskraft. Wir finden den Helden auf dem Gipfel der Menschheit. Leider hat die neuere Kunst, durch religiöse Zufälligkeiten verhindert die köstlichsten Verhältnisse nachzubilden: den Bezug vom Vater zum Sohn, vom Ernährer zum Säugling, vom Erzieher zum Zögling, da uns doch die alte Kunst die herrlichsten Documente dieser Art hinterließ. Glücklicher Weise darf jeder Kunstfreund nur die Herculanischen Alterthümer aufschlagen, um sich von der Vortrefflichkeit des Bildes zu überzeugen, welches zu rühmen wir uns berufen fühlen.

Hier steht Hercules, heldenhaft geschmückt, ihm fehlt keines jener bekannten Beyzeichen.

Die Keule, vom Löwenfell behangen und bepolstert, dient ihm zur bequemen Stütze, Köcher und Pfeile ruhen unter dem sinkenden Arm. Die linke Hand auf dem Rücken gelegt, die Füße übereinander geschlagen, steht er beruhigt, vom Rücken anzusehen, das mit Kranz und Binde zierlich umwundene Haupt nach uns wendend und zugleich den kleinen am Reh säugenden Knaben betrachtend.

Reh und Knabe führen uns wieder auf Myrons Kuh zurück. Hier ist eine eben so schöne, ja mehr elegante, sentimentale Gruppe, nicht so genau in sich geschlossen wie jene, denn sie macht den Antheil eines größern Ganzen. Der Knabe, indem er säugt, blickt nach dem Vater hinauf, er ist schon halbwüchsig, ein Heldenkind, nicht bewußtlos.

Jedermann bewundere wie die Tafel ausgefüllt sey, vorn in der Mitte steht ein Adler feierlich, eben so zur Seite liegt eine Löwen-

gestalt, anzudeuten daß durch dämonische und heroische Gegenwart diese Bergeshöhen zum friedlichen Paradies geworden. Wie sollen wir aber diese Frau ansprechen, welche dem Helden so mächtig ruhig gegenüber sitzt. Es ist die Heroine des Berges, maskenhaft starr blickt sie vor sich hin nach Dämonen-Weise untheilnehmend an allem Zufälligen. Der Blumenkranz ihres Hauptes deutet auf die fröhlichen Wiesen der Landschaft, Trauben und Granatäpfel des Fruchtkorbes auf die Gartenfülle der Hügel, so wie ein Faun über ihr uns bezeugt daß zu gesunder Weide die beste Gelegenheit auf den Höhen sey. Auch er bedeutet nur die Gelegenheit des Ortes, ohne Theil an dem zarten und zierlichen Ereigniß zu nehmen. Gegenüber jedoch begleitet den väterlichen Helden eine beschwingte Göttinn, bekränzt wie er; sie hat ihm den Weg durch die Wildniß gezeigt, sie deutet ihm nun auf den wundersam erhaltenen und glücklich herangewachsenen Sohn. Wir benamsen sie nicht,

aber die Kornähren, die sie führt, deuten auf Nahrung und Vorsorge. Wahrscheinlich ist sie es die den Knaben der säugenden Hinde untergelegt hat.

An diesem Bilde sollte sich jeder Künstler in seinem Leben einmal versucht haben, er sollte sich prüfen, um zu erfahren wie ferne es möglich sey das was dieses Bild durch Ueberlieferung verloren haben mag wieder herzustellen, ohne daß dem Hauptbegriff, der in sich vollendeten Composition geschadet werde. Sodann wäre die Frage, wie die Charaktere zu erhalten und zu erhöhen seyn möchten. Ferner könnte dieses Bild, in allen seinen Theilen vollkommen ausgeführt, die Fertigkeit und Geschicklichkeit des Künstlers auf das Unwidersprechlichste bewähren.

Hercules und Thiodamas.

Den Helden, dessen höchstes Verdienst auf tüchtigen Gliedern beruht, geziemt es wohl einen seiner Arbeit gemäßen Hunger zu befriedigen, und so ist Hercules auch von dieser Seite berühmt und dargestellt. Heißhungrig findet er einst, gegen Abend, auf dem schroffsten Theil der Insel Rhodus, von Lindiern bewohnt, einen Ackersmann den kümmerlichsten Bodenraum mit Pflugschaar aufreißend. Hercules handelt um die Stiere, gutwillig will sie ihm der Mann nicht abtreten. Ohne Umstände ergreift der Held den einen, tödtet, zerlegt ihn, weiß Feuer zu verschaffen und fängt an sich eine gute Mahlzeit vorzubereiten.

Hier steht er, aufmerksam auf das Fleisch, das über den Kohlen bratend schmort. Er scheint mit großem Appetit zu erwarten daß

es bald gar werde, und beynahe mit dem Feuer zu hadern daß es zu langsam wirke. Die Heiterkeit, welche sich über seine Gesichtszüge verbreitet, wird keineswegs gestört, als der, in seinen nützlichsten Thieren, höchst beschädigte Ackersmann ihn mit Verwünschungen, mit Steinen überfällt. Der Halbgott steht in seinen großen Formen, der Landmann als ein alter, schroffer, strauchwilder, roher, derber Mann, den Körper bekleidet, nur Kniee, Arme, was Kraft andeutet, entblößt.

Die Lindier verehren immerfort, zum Andenken dieses Ereignisses, den Hercules an hohen Festtagen mit Verwünschungen und Steinwerfen, und er, in seiner unverwüstlichen guten Laune, thut ihnen immer dagegen manches zu Gute.

Die Kunst, wenn sie lange mit Gegenständen umgeht, wird Herr über dieselben, so daß sie den würdigsten eine leichte, lustige

Seite wohl abgewinnt. Auf diesem Wege entsprang auch gegenwärtiges Bild.

Es ist zur Bearbeitung höchst anlockend. Im schönen Gegensatz steht eine große heitere Heldennatur gegen eine rohe andringende kräftige Gewalt. Die erste ruhig aber bedeutend in ihren Formen, die zweyte durch heftige Bewegung auffallend. Man denke sich die Umgebung dazu. Ein zweyter Stier noch am Pfluge, geringes aufgerissenes Erdreich, Felsen daneben, eine glückliche Beleuchtung vom Feuer her. Wäre dieß nicht ein schönes Gegenstück zum Ulyß bey dem Cyclopen, im heitersten Sinne ein glücklicher Gegensatz!

Hercules bey Admet.

Und so mag denn dieses heitere Bild unsere dießmalige Arbeit beschließen. Ein treulich mitwirkender Kunstfreund entwarf es vor

Jahren, zum Versuch inwiefern man sich der antiken Behandlungsweise solcher Gegenstände einigermaßen nähern könne. Der Raum ist wohl das Doppelte so breit als hoch und enthält drey verschiedene Gruppen, welche kunstreich zusammen verbunden sind. In der Mitte ruht Hercules riesenhaft, auf Polster gelehnt, und kommt durch diese Lage mit den übrigen stehenden Figuren in's Gleichgewicht. Der vor ihn gestellte Speisetisch, das unter ihm umgestürzte Weingefäß deuten schon auf reichlich eingenommenen Genuß, mit welchem sich jeder andere wohl begnügt hätte; dem Helden aber soll sich das Gastmahl immerfort erneuern. Deßhalb sind zu seiner Rechten drey Diener beschäftigt. Einer, die Treppe heraufsteigend, bringt auf mächtiger Schüssel den fettesten Braten. Ein anderer ihm nach, die schweren Brodkörbe kaum erschleppend. Sie begegnen einem dritten der hinab zum Keller gedenkt, eine umgekehrte Kanne am Henkel schwenkt und mit dem Deckel klappernd über

die Trinklust des mächtigen Gastes ungehalten scheint. Alle drey mögen sich verdrießlich über die Zudringlichkeit des Helden besprechen, dessen Finger der rechten Hand den im Alterthum, als Ausdruck von Sorgseligkeit, so beliebten Akt des Schnalzens auszuüben bewegt sind. Zur Linken aber steht Admet, eine Schaale darreichend, in ruhiger Stellung des freundlichsten Wirthes. Und so verbirgt er dem Gast die traurige Scene, die durch einen Vorhang von dem bisher beschriebenen offenen Raume getrennt wird, dem Zuschauer jedoch nicht verborgen bleibt.

Aus diesem dunkelen Winkel, wo eine Anzahl trostloser Frauen ihre abgeschiedene Herrin bedauern, trat ein Knabe hervor, der den Vater beym Mantel fassend, ihn herein zu ziehen und ihm Theilnahme an dem unseligen Familiengeschick aufzunöthigen gedenkt. Durch Gestalt und Handlung dieses Kindes wird nun das Innere mit dem Aeußern verbunden und

das Auge kehrt gern über Gast und Knechte die Treppe hinab in das weite Vorhaus, und in den Feldraum vor demselben, wo man noch einen Hausgenossen beschäftigt sieht ein aufgehängtes Schwein zu zerstücken, um die entschiedene Speiselust des Gastes anzudeuten und auf deren Unendlichkeit scherzhaft hinzuweisen.

Da jedoch weder die wohldurchdachte Composition, noch die Anmuth der Einzelnheiten, noch weniger das Glück, womit Licht und Schatten, von Farbe begleitet einander entgegengesetzt sind, sich keineswegs durch Worte aussprechen lassen, so wünschen wir gedachtes Blatt den Kunstfreunden gelegentlich nachgebildet mitzutheilen, um die früheren Absichten durch ein Beyspiel auszusprechen, und wo möglich zu rechtfertigen.

Mag nun unser Leser zurückschauen auf das Verzeichniß, worin wir sämmtliche Philostratische Gemälde vorausgeschickt, so wird er

gewiß mit uns die Empfindung theilen, wenn wir bekennen, daß wir höchst ungern uns in der Hälfte von einer so erfreulichen Aufstellung trennen. Viele Jahre lagen die Vorarbeiten unbenutzt, ein glücklicher Augenblick vergönnte sie wieder vorzunehmen. Nun erinnert uns der enge Raum des Heftes an die Pflicht noch von einigem andern Rechenschaft zu geben.

Möge das was wir vorgetragen haben nicht bloß gelesen, in der Einbildungskraft hervorgerufen werden, sondern in die Thatkraft jüngerer Männer übergehen. Mehr als alle Maximen, die doch jeder am Ende nach Belieben auslegt, können solche Beyspiele wirken, denn sie tragen den Sinn mit sich, worauf alles ankommt, und beleben wo noch zu beleben ist.

Antik und modern.

Da ich in vorstehendem genöthigt war zu Gunsten des Alterthums, besonders aber der damaligen bildenden Künstler, so viel Gutes zu sagen, so wünschte ich doch nicht mißverstanden zu werden, wie es leider gar oft geschieht, indem der Leser sich eher auf den Gegensatz wirft, als daß er zu einer billigen Ausgleichung sich geneigt fände. Ich ergreife daher eine dargebotene Gelegenheit um beispielweise zu erklären, wie es eigentlich gemeynt sey und auf das ewig fortdauernde Leben des menschlichen Thuns und Handelns, unter dem Symbol der bildenden Kunst, hinzudeuten.

Ein junger Freund, Karl Ernst Schubart, in seinem Hefte zur Beurthei-

lung Goethe's, welches ich in jedem Sinne zu schätzen und dankbar anzuerkennen habe, sagt: „Ich bin nicht der Meinung wie die „meisten Verehrer der Alten, unter die Göthe „selbst gehört, daß in der Welt für eine hohe, „vollendete Bildung der Menschheit nichts „ähnlich Günstiges sich hervorgethan habe „wie bey den Griechen." Glücklicher Weise können wir diese Differenz mit Schubarts eigenen Worten ins Gleiche bringen, indem er spricht: „Von unserem Göthe aber sey es ge„sagt, daß ich Shakespeare ihm darum vor„ziehe, weil ich in Shakespeare einen solchen „tüchtigen, sich selbst unbewußten Menschen „gefunden zu haben glaube, der mit höchster „Sicherheit, ohne alles Raisonniren, Reflec„tiren, Subtilisiren, Classificiren und Poten„ziren den wahren und falschen Punkt der „Menschheit überall so genau, mit so nie ir„rendem Griff und so natürlich hervorhebt, „daß ich zwar am Schluß bey Göthe immer „das nämliche Ziel erkenne, von vorn herein

„aber stets mit dem Entgegengesetzten zuerst „zu kämpfen, es zu überwinden und mich „sorgfältig in Acht zu nehmen habe, daß ich „nicht für blanke Wahrheit hinnehme, was „doch nur als entschiedener Irrthum abgelehnt „werden soll."

Hier trifft unser Freund den Nagel auf den Kopf, denn gerade da, wo er mich gegen Shakespeare im Nachtheil findet, stehen wir im Nachtheil gegen die Alten. Und, was reden wir von den Alten? Ein jedes Talent, dessen Entwickelung von Zeit und Umständen nicht begünstigt wird, so daß es sich vielmehr erst durch vielfache Hindernisse durcharbeiten, von manchen Irrthümern sich losarbeiten muß, steht unendlich im Nachtheil gegen ein gleichzeitiges, welches Gelegenheit findet sich mit Leichtigkeit auszubilden und was es vermag, ohne Widerstand auszuüben.

Bejahrten Personen fällt aus der Fülle der Erfahrung oft, bey Gelegenheit, ein was

eine Behauptung erläutern und bestärken könnte, deßhalb sey folgende Anekdote zu erzählen vergönnt. Ein geübter Diplomat, der meine Bekanntschaft wünschte, sagte nachdem er mich, bey dem ersten Zusammentreffen, nur überhin angesehen und gesprochen, zu seinen Freunden: Voila un homme qui a eu de grands chagrins! Diese Worte gaben mir zu denken: Der gewandte Gesichtsforscher hatte recht gesehen, aber das Phänomen bloß durch den Begriff von Duldung ausgedrückt, was er auch der Gegenwirkung hätte zuschreiben sollen. Ein aufmerksamer, gerader Deutscher hätte vielleicht gesagt: Das ist auch einer der sichs hat sauer werden lassen!

Wenn sich nun in unseren Gesichtszügen die Spur überstandenen Leidens, durchgeführter Thätigkeit nicht auslöschen läßt, so ist es kein Wunder, wenn Alles was von uns und unserem Bestreben übrig bleibt dieselbe Spur trägt und dem aufmerksamen Beob-

achter auf ein Daseyn hindeutet das, in einer glücklichsten Entfaltung, so wie in der nothgedrungensten Beschränkung, sich gleich zu bleiben und, wo nicht immer die Würde, doch wenigstens die Hartnäckigkeit des menschlichen Wesens durchzuführen trachtete.

Lassen wir also Altes und Neues, Vergangenes und Gegenwärtiges fahren und sagen im Allgemeinen: jedes künstlerisch Hervorgebrachte versetzt uns in die Stimmung, in welcher sich der Verfasser befand. War sie heiter und leicht, so werden wir uns frei fühlen; war sie beschränkt, sorglich und bedenklich, so zieht sie uns geichmäßig in die Enge.

Nun bemerken wir bey einigem Nachdenken, daß hier eigentlich nur von der Behandlung die Rede sey, Stoff und Gehalt kommt nicht in Betracht. Schauen wir sodann diesem gemäß in der Kunstwelt frey umher, so

gestehen wir daß ein jedes Erzeugniß uns Freude macht, was dem Künstler mit Bequemlichkeit und Leichtigkeit gelungen. Welcher Liebhaber besitzt nicht mit Vergnügen eine wohlgerathne Zeichnung oder Radirung unseres Chodowiecky? Hier sehen wir eine solche Unmittelbarkeit an der uns bekannten Natur, daß nichts zu wünschen übrig bleibt. Nur darf er nicht aus seinem Kreise, nicht aus seinem Format herausgehen, wenn nicht alle seiner Individualiät gegönnten Vortheile sollen verloren seyn.

Wir wagen uns weiter und bekennen, daß Manieristen sogar, wenn sie es nur nicht allzuweit treiben, uns viel Vergnügen machen, und daß wir ihre eigenhändigen Arbeiten sehr gern besitzen. Künstler die man mit diesem Namen benennt sind mit entschiedenem Talente geboren; allein sie fühlen bald, daß nach Verhältniß der Tage so wie der Schule worein sie gekommen, nicht zu Federlesen Raum

bleibt, sondern daß man sich entschließen und fertig werden müsse. Sie bilden sich daher eine Sprache, mit welcher sie, ohne weiteres Bedenken, die sichtbaren Zustände leicht und kühn behandeln und uns, mit mehr oder mindern Glück, allerley Weltbilder vorspiegeln, wodurch denn manchmal ganze Nationen mehrere Decennien hindurch angenehm unterhalten und getäuscht werden, bis zuletzt einer oder der andere wieder zur Natur und höheren Sinnesart zurückkehrt.

Daß es bey den Alten auch zuletzt auf eine solche Art von Manier hinauslief, sehen wir an den Herkulanischen Alterthümern; allein die Vorbilder waren zu groß, zu frisch, wohlerhalten und gegenwärtig, als daß ihre Dutzend-Maler sich hätten ganz ins Nichtige verlieren können.

Treten wir nun auf einen höhern und angenehmern Standpunkt und betrachten das

einzige Talent Raphaels. Dieser, mit dem glücklichsten Naturell geboren, erwuchs in einer Zeit, wo man redlichste Bemühung, Aufmerksamkeit, Fleiß und Treue der Kunst widmete. Vorausgehende Meister führten den Jüngling bis an die Schwelle, und er brauchte nur den Fuß aufzuheben um in den Tempel zu treten. Durch Peter Perugin zur sorgfältigsten Ausführung angehalten, entwickelt sich sein Genie an Leonard da Vinci und Michel Angelo. Beyde gelangten während eines langen Lebens, ungeachtet der höchsten Steigerung ihrer Talente, kaum zu dem eigentlichen Behagen des Kunstwirkens. Jener hatte sich, genau besehen, wirklich müde gedacht und sich allzusehr am Technischen abgearbeitet, dieser, anstatt uns, zu dem was wir ihm schon verdanken, noch Ueberschwengliches im Plastischen zu hinterlassen, quält sich die schönsten Jahre durch in Steinbrüchen, nach Marmorblöcken und Bänken, so daß zuletzt von allen beabsichtigten Heroen des Alten und Neuen

Testamentes der einzige Moses fertig wird, als ein Musterbild dessen was hätte geschehen können und sollen. Raphael hingegen wirkt seine ganze Lebenszeit hindurch mit immer gleicher und größerer Leichtigkeit. Gemüths- und Thatkraft stehen bey ihm in so entschiedenem Gleichgewicht, daß man wohl behaupten darf, kein neuerer Künstler habe so rein und vollkommen gedacht als er und sich so klar ausgesprochen. Hier haben wir also wieder ein Talent das uns aus der ersten Quelle das frischeste Wasser entgegen sendet. Er gräcisirt nirgends; fühlt, denkt, handelt aber durchaus wie ein Grieche. Wir sehen hier das schönste Talent zu eben so glücklicher Stunde entwickelt, als es, unter ähnlichen Bedingungen und Umständen, zu Perikles Zeit geschah.

Und so muß man immer wiederholen: das geborne Talent wird zur Production gefordert, es fordert dagegen aber auch eine natur- und kunstgemäße Entwickelung für sich;

es kann sich seiner Vorzüge nicht begeben und kann sie ohne äußere Zeit-Begünstigung nicht gemäß vollenden.

Man betrachte die Schule der Carracci. Hier lag Talent, Ernst, Fleiß und Consequenz zum Grunde, hier war ein Element, in welchem sich schöne Talente natur- und kunstgemäß entwickeln konnten. Wir sehen ein ganzes Dutzend vorzüglicher Künstler von dort ausgehen, jeden in gleichem, allgemeinen Sinn sein besonderes Talent üben und bilden, so daß kaum nach der Zeit ähnliche wieder erscheinen konnten.

Sehen wir ferner die ungeheuren Schritte welche der talentreiche Rubens in die Kunstwelt hinein thut! Auch er ist kein Erdgeborner, man schaue die große Erbschaft in die er eintritt, von den Urvätern des 14. und 15. Jahrhunderts durch alle die trefflichen des 16ten hindurch, gegen dessen Ende er geboren wird.

Betrachtet man neben und nach ihm die Fülle niederländischer Meister des 17ten, deren große Fähigkeiten sich bald zu Hause, bald südlich, bald nördlich ausbilden, so wird man nicht leugnen können daß die unglaubliche Sagazität, womit ihr Auge die Natur durchdrungen, und die Leichtigkeit, womit sie ihr eignes gesetzliches Behagen ausgedrückt, uns durchaus zu entzücken geeignet sey. Ja, in so fern wir dergleichen besitzen, beschränken wir uns gern ganze Zeiten hindurch auf Betrachtung und Liebe solcher Erzeugnisse und verargen es Kunstfreunden keineswegs, die sich ganz allein im Besitz und Verehrung dieses Faches begnügen.

Und so könnten wir noch hundert Beyspiele bringen das was wir aussprechen zu bewahrheiten. Die Klarheit der Ansicht, die Heiterkeit der Aufnahme, die Leichtigkeit der Mittheilung das ist es was uns entzückt, und wenn wir nun behaupten, dieses alles finden

wir in den ächt griechischen Werken, und zwar geleistet am edelsten Stoff, am würdigsten Gehalt, mit sicherer und vollendeter Ausführung, so wird man uns verstehen, wenn wir immer von dort ausgehen, und immer dort hinweisen. Jeder sey auf seine Art ein Grieche! Aber er sey's.

Eben so ist es mit dem schriftstellerischen Verdienste. Das Faßliche wird uns immer zuerst ergreifen und vollkommen befriedigen, ja wenn wir die Werke eines und desselben Dichters vornehmen, so finden wir manche die auf eine gewisse peinliche Arbeit hindeuten, andere dagegen, weil das Talent dem Gehalt und der Form vollkommen gewachsen war, wie freye Naturerzeugnisse hervortreten. Und so ist unser wiederholtes, aufrichtiges Bekenntniß, daß keiner Zeit versagt sey das schönste Talent hervorzubringen, daß aber nicht einer jeden gegeben ist es vollkommen würdig zu entwickeln.

Und so führen wir noch zum Schlusse einen neueren Künstler vor, um zu zeigen daß wir nicht eben gar zu hoch hinaus wollen, sondern auch mit bedingten Werken und Zuständen zufrieden sind. Sebastian Bourdon, ein dem siebzehnten Jahrhundert angehöriger Künstler, dessen Name wohl jedem Kunstliebhaber mehrmals um die Ohren gesummt, dessen Talent jedoch in seiner ächten Individualität nicht immer verdiente Anerkennung genossen hat, liefert uns vier eigenhändig radirte Blätter, in welchen er den Verlauf der Flucht nach Aegypten vollständig vorführt.

Man muß zuvörderst den Gegenstand wohl gelten lassen, daß ein bedeutendes Kind aus uraltem Fürstenstamme, dem beschieden ist künftig auf die Welt ungeheuren Einfluß zu haben, wodurch das Alte zerstört und ganz Erneutes dagegen heran geführt wird, daß ein solcher Knabe in den Armen der liebevoll-

sten Mutter, unter Obhut des bedächtigsten Greises geflüchtet und mit göttlicher Hülfe gerettet werde. Die verschiedenen Momente dieser bedeutenden Handlung sind hundertmal vorgestellt und manche hiernach entsprungene Kunstwerke reißen uns oft zur Bewunderung hin.

Von den vier gemeldeten Blättern haben wir jedoch folgendes zu sagen, damit ein Liebhaber der sie nicht selbst vor Augen schaut einigermaßen unsern Beyfall beurtheilen möge. In diesen Bildern erscheint Joseph als die Hauptperson; vielleicht waren sie für eine Kapelle dieses Heiligen bestimmt.

I.

Das Lokal mag für den Stall zu Bethlehem, unmittelbar nach dem Scheiden der drey frommen Magier, gehalten werden, denn in der Tiefe sieht man noch die beyden bewußten Thiere. Auf einem erhöhteren Hausraum

ruht Joseph, anständig in Falten gehüllt, auf das Gepäck gebettet, wider den hohen Sattel gelehnt, worauf das heilige Kind, so eben erwachend, sich rührt. Die Mutter daneben, ist in frommem Gebete begriffen. Mit diesem ruhigen Tagesanbruch contrastirt ein höchst bewegter gegen Joseph heran schwebender Engel, der mit beyden Händen nach einer Gegend hindeutet die, mit Tempeln und Obelisken geschmückt, ein Traumbild Aegyptens hervorruft. Zimmermanns-Handwerkzeug liegt vernachlässigt am Boden.

II.

Zwischen Ruinen hat sich die Familie, nach einer starken Tagreise, niedergelassen. Joseph, an das beladene lastbare, aus einem Steintroge sich nährende Thier gelehnt, scheint einer augenblicklichen Ruhe stehend zu genießen; aber ein Engel fährt hinter ihm her, ergreift seinen Mantel und deutet nach dem Meere hin. Joseph, in die Höhe schauend

und zugleich nach des Thieres Futter hindeutend, möchte noch kurze Frist für das müde Geschöpf erbitten. Die heilige Mutter, die sich mit dem Kind beschäftigte, schaut verwundert nach dem seltsamen Zwiegespräch herum: denn der Himmelsbote mag ihr unsichtbar seyn.

III.

Drückt eine eilende Wanderschaft vollkommen aus. Sie lassen eine große Bergstadt zur Rechten hinter sich. Knapp am Zaum führt Joseph das Thier einen Pfad hinab, welchen sich die Einbildungskraft um desto steiler denkt, weil wir davon gar nichts, vielmehr gleich unten hinter dem Vordergrunde das Meer sehen. Die Mutter, auf dem Sattel, weiß von keiner Gefahr, ihre Blicke sind völlig in das schlafende Kind versenkt. Sehr geistvoll ist die Eile der Wandernden dadurch angedeutet, daß sie schon das Bild größtentheils durchzogen haben und im Begriff sind auf der linken Seite zu verschwinden.

IV.

Ganz im Gegensatz des vorigen, ruhen Joseph und Maria in der Mitte des Bildes auf dem Gemäuer eines Röhrbrunnens. Joseph, dahinter stehend und herüber gelehnt, deutet auf ein im Vordergrund umgestürztes Götzenbild und scheint der heiligen Mutter dieses bedeutende Zeichen zu erklären. Sie, das Kind an der Brust, schaut ernst und horchend, ohne daß man wüßte wonach sie blickt. Das entbürdete Thier schmaußt hinterwärts an reich grünenden Zweigen. In der Ferne sehen wir die Obelisken wieder, auf die im Traume gedeutet war. Palmen in der Nähe überzeugen uns daß wir in Aegypten schon angelangt sind.

Alles dieses hat der bildende Künstler in so engen Räumen mit leichten aber glücklichen Zügen dargestellt. Durchdringendes, vollständiges Denken, geistreiches Leben, Auffassen des Unentbehrlichsten, Beseitigung alles Ue-

berflüßigen, glücklich flüchtige Behandlung im Ausführen. Dies ist es was wir an unsern Blättern rühmen, und mehr bedarf es nicht: denn wir finden hier so gut als irgend wo die Höhe der Kunst erreicht. Der Parnaß ist ein Mont Serrat, der viele Ansiedelungen, in mancherley Etagen erlaubt; ein jeder gehe hin, versuche sich und er wird eine Stätte finden, es sey auf Gipfeln oder in Winkeln.

Das Eleusische Fest.

Schillers Dichtung bildlich dargestellt von J. M. Wagner, gestochen von F. Ruschewey h. Rom 1817. 20 Blätter Umrisse nebst Titel. Querfol.

Ein Künstler der überhaupt schöne Formen zeichnet, gründliche Kenntnisse des menschlichen Körpers und seiner Verhältnisse besitzt, seine Figuren mit ausnehmend zierlichen Drap,

petien umgiebt; dem ferner noch geistreiche Motive und wohl angeordnete Gruppen nicht abzustreiten sind, hat ohne Zweifel ein gegründetes Recht auf unser Lob, unsern Beifall, sollte auch, aus einem hohen die Kunst unbedingt überschauenden Standpunkt betrachtet, sein Werk nicht ganz alle Wünsche befriedigen; denn auf solchen Standpunkt mag man sich zwar lehrend erheben, aber was der Künstler schafft geschieht allemal unter dem hindernden oder fördernden Einfluß seiner Zeit und der Zustand der Kunst im Allgemeinen, setzt der seinigen Schranken.

Die oben aufgezählten verdienstlichen Eigenschaften welche Herr Wagner seinem Werk mittheilte, sichern ihm einen ehrenvollen Platz zu, nicht bloß unter den Künstlern unserer Nation, sondern unter den gesammten Künstlern unsers Zeitalters. Vielleicht begünstigt Schillers auf dem Titel genanntes Gedicht ein bildliches Darstellen nicht sehr und möchte wohl

gar da und dort auch den Herrn Wagner gehindert haben sich in seinen Compositionen mit völliger dem Künstler so nothwendigen Freyheit zu bewegen. Doch das Bedürfniß und die Schwierigkeit neue noch nicht verbrauchte Gegenstände für die Darstellung aufzusuchen und der eigenthümliche Reiz des erwähnten Schillerischen Gedichts, können ihn darüber entschuldigen.

Das Titelblatt von schöner Anordnung, zeigt den mystischen Deckelkorb welchen eine Schlange umwindet mit dem Aehrenkranz überhängt; auf beiden Seiten desselben stehen Greife und hinter diesen brennende Fackeln. — Wahrscheinlich ist hierdurch auf die Verse angespielt:

Windet zum Kranze die goldenen Aehren
Flechtet auch blaue Cyanen hinein.

Auch die übrigen Blätter dürften am schicklichsten mit denjenigen Versen zu bezeichnen seyn welche Veranlassung dazu gegeben haben.

1.

Verfolgung und Mord darstellend.

Mit dem Wurfspies, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land.
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

2.

Zwischen Centauren die Ceres auf ihrem Drachenwagen, mit Gebärden des Abscheus nach einem Altar sehend, worauf Reste von Menschenopfern liegen.

Nur auf gräſslichen Altären
Dorret menschliches Gebein. —
Aber ſchaudernd, mit Entsetzen,
Wendet sie sich weg und spricht —

3.

Und sie (die Göttin) nimmt die Wucht des Speeres
Aus des Jägers rauher Hand.
Mit dem Schaft des Mordgewehres
Furchet sie den leichten Sand
Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden alsobald.

4.

Das Opfer der Ceres an den Jupiter, mit einer Gruppe Anbetender.

Und gerührt zu der Herrcherin Füſsen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerflieſsen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl.

5.

Chor der Götter, schwebend.

Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab,
Themis selber führt den Reigen,

6.

Und mit dem gerechten Stab
Miſst sie jedem seine Rechte,
Setzet selbst der Gränze Stein;
Und des Styx verborgne Mächte
Ladet sie zu Zeugen ein.

7.

Und er lehrt (Vulcanus) die Kunst der Zange,
Und der Blasebälge Zug;
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich der erste Pflug.

8.

Und Minerva, hoch vor allen
Ragend mit gewicht'gem Speer;
Feste Mauern will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu seyn,
Die zerstreute Welt zu binden
In vertraulichem Verein.
Und sie lenkt die Herrscherschritte
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fuſses Tritte
Heftet sich der Gränzgott an,
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum,
Auch des wilden Stromes Bette
Schlieſst sie in den heil'gen Raum.

9.

Alle Nymphen, Oreaden,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel schallt,
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald.

10. u. 11.

Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der schilfbekränzte Gott,

Wälzt den schweren Floſs zur Stelle
Auf der Göttin Machtgebot.
Und die leicht geschürzten Stunden
Fliegen an's Geschäft, gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich sich in ihrer Hand.

12.

Auch den Meergott sieht man eilen.
Rasch mit des Tridentes Stoſs
Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,
Und mit Hermes dem Behenden
Thürmet er der Mauren Wall.

13.

Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie,
Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Kamönen ein.

14.

Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
Und der Schlösser festes Band.
Und der Tempel heitre Wände
Glänzen schon in Festes Pracht.

15.

Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin,
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin.
Venus mit dem holden Knaben
Schmücket selbst das erste Paar.

Die letzten fünf auf einander folgenden Blätter 16 — 20 sind Darstellung folgender Strophe:

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter sel'gem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gastlich offne Thor,
Und das Priesteramt verwaltet
Ceres am Altar des Zeus,
Segnend ihre Hand gefaltet
Spricht sie zu des Volkes Kreis.

Noch ist zu bemerken daß die Arbeit des Kupferstechers Herrn Ruscheweyh sich durch ganz besondere Nettigkeit auszeichnet.

Der Rheinlauf.

Von dessen verschiedenen Quellen bis zur Vereinigung des Vorder- und Hinterrheins bey Reichenau ꝛc. von

G. Primavesi.

Mit 8 radirten Prospecten, 2 Karten und kurzen auf eignen Blättern gedruckten Erklärungen in deutscher und französischer Sprache. Querfol. Frankf. b. Wilmans 1718.

Schon seines Inhalts wegen eignet sich dieses Werk zu einer Anzeige in unsern Heften, verdient aber auch an sich die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde. Längs seines langen Laufes bietet der Rhein eine grössere Menge schöner Ansichten des verschiedensten Charakters dar als kein anderer der Europäischen Ströme und manche treffliche Landschaft-

maler haben sich solches zu Nutze gemacht, besonders am Niederrheine. Hr. Primavesi suchte selbst die Quellen des Flusses hoch in Graubündten auf, und in gegenwärtigem ersten Heft seines Werks sind 8 Prospecte des sogenannten Vorderrheins, von dessen Ursprung auf dem Badus, herab bis nach Reichenau, zwey starke Stunden über Chur, wo sich dieser Theil des noch jungen Stromes mit dem sogenannten Hinterrheine vereinigt. Alle diese Prospecte sind mit zarter Nadel fleißig radirt und der eigenthümliche Charakter schweitzerischer Gebirgsgegenden, in seinen verschiedenen Abstufungen, vom wilden Hochgebirge an bis gegen die niederen reizenden Thalgründe hin, vor andern in der Schweitz gesegnet an Obst und an Wein, weil sie von mittägigen Winden durchstrichen werden. Die Aussicht bey Reichenau, die gegen das Schloß Bovisia, die bey Ilanz und vornemlich die bey Tavanase scheinen dem Künstler am besten gerathen; in der leztern ist die Haltung

gut und die Bäume, zumal Birken, sind mit richtigem Ausdruck des Charakters dargestellt.

Fürst Blüchers Denkbild.

Auszug eines Schreibens, Berlin den 29sten August 1818.

„Nunmehr kann ich mit Vergnügen und Zufriedenheit vermelden, wie der Guß des größten Stückes von der Colossal-Satue des Fürsten Blücher trefflich gerathen ist. Außer dem Kopf ist es die ganze Höhe vom Halse an bis herunter mit der Plinte. Den 21sten d. M. Abends gegen 6 Uhr wurde dem Ofen Feuer gegeben und des andern Morgens um 4 Uhr abgestochen. Ein Hundert und vier Centner waren eingesetzt worden. Der größere Theil hievon diente dem eigentlich in die Form Einfließenden durch den Druck Dichtheit zu geben. Das Metall floß ruhig ein und setzte

sich wagerecht in den Windpfeifen oder Luftröhren. Hieraus war die Andeutung eines gelungenen Gusses abzunehmen. Gestern haben wir den Guß bis unter die Plinte von Form freygemacht und uns überzeugt, daß von oben bis unten alles dicht und rein ausgefallen. Sonst geschieht bei dergleichen großen Güssen, daß wohl Stellen, gleich dem Bimstein, poros vorkommen, oder wenn auch dicht, mit fremden Theilchen von Formmasse gemischt sind, welches alles hier nicht der Fall ist.

Der Guß geschah in der königlichen Kanonengießerey beym Zeughause, und man ist, außer dem guten Glücke, das Gelingen der Bedächtigkeit und Einsicht des französischen Formers und Gießers, so wie der Erfahrung und willigen Theilnahme der königlichen Beamten schuldig, ohne welches Einverständniß man nicht sicher gearbeitet und einen so wichtigen Zweck schwerlich erreicht hätte. Denn das Kupfer hat die sonderbare Eigenschaft,

daß man den Augenblick der höchsten Flüssigkeit benutzen muß, welchen, wenn er vorbey ist, man durch das stärkste Feuer nicht wieder zurückbringt, man müßte denn von vorn kalt wieder anfangen. Diesen Augenblick zu erkennen, haben unsere Kanonengießer die größte Fertigkeit.

Ich habe schon gemeldet daß eine solche Form aus horizontalen Schichten besteht, und wie gut das Metall muß geflossen seyn, geht daraus hervor, daß in die dichten Fugen derselben das Metall dünn wie ein Blatt eingedrungen ist.

Nun haben wir den Kern herauszuschaffen, welches eine schwierige Arbeit ist, da uns nur drey Oeffnungen zu Gebot stehen, nämlich unten durch die beyden Fußsohlen, inwendig der Plinte und oben am Hals. Um den Mantel schwebend zu erhalten sind künstliche Vorrichtungen angebracht; metallne Stäbe nämlich, welche gegenwärtig noch aus dem Gewan-

de hervorstehen und künftig zugleich mit der Oberfläche verarbeitet werden.

Was Jemanden, der in Rußland gießen sah, neu war, ist die hier angewendete geringe Zahl von Guß- und Luftröhren. Dort sah man vier Statuen in der Grube dermaßen damit umgeben, daß sie einem Ballen von Wurzeln glichen. Man ist in Frankreich davon abgekommen, indem die Luft durch so viele Verästungen gleichsam abgefangen wird und das Metall hie und da außen bleibt.

Sehr wichtig ist auch die Methode, wodurch man das Wachs, welches sonst die Dicke des Metalles bestimmte, entbehren kann. Jetzo, wenn über das fertige Modell die Form gemacht und diese wieder abgenommen ist, wird die ganze Oberfläche beschabt und zwar um soviel als die Metalldicke künftighin betragen soll. In diesem Zustande gab unsere Statue einen sonderbaren Anblick, die Figur

schien sehr lang und dünn und daher außer aller Proportion.

Von diesem und anderem wird Herr Director Schadow dem Publikum hoffentlich nähere Nachricht geben, wenn das Werk selbst vor aller Augen steht. Man hofft daß dieses Standbild an Ort und Stelle auf den 18ten Juny 1819 wird zu schauen seyn. Die zwey Relieftafeln werden in dießjähriger Ausstellung erscheinen. Die erste stellt vor den Helden, sich vom Sturze mit dem Pferd aufraffend und zu gleicher Zeit den Feind bedrohend, der Genius des Vaterlands schützt ihn mit der Aegide; die zweyte zeigt den Helden zu Pferde, widerwärtige dämonische Gestalten in den Abgrund jagend. Auch hier mangelt es nicht am Beystand der guten Geister.

Folgende Inschriften sind genehmigt:

Dem Fürsten
B l ů ch e r
von Wahlstadt
d i e S e i n e n.

In Harren und Krieg
In Sturz und Sieg
Bewußt und groß
So riß er uns
Von Feinden los.

G r a f T o l st o y.

Dieser bey Staat und Hof schon längst gefeyerte Name beginnt nun auch in der Reihe der bildenden Künstler zu glänzen. Runde Medaillons, sieben Zoll im Durchschnitt, welche die Reihe außerordentlicher Thaten,

von der Russischen Nation in der letzten Zeit geleistet, künstlerisch verewigen sollen, sind uns in Gypsabgüssen zu Gesichte gekommen. Gegenwärtig haben wir vor Augen: wie Rußland sein Volk bewaffnet. Diese Vorstellung bezieht sich auf die Vorfälle im Jahr 1812.

Das personifizirte Rußland auf erhöhtem Sitze (Suggestum) mit der Linken den angelehnten Wappenschild haltend, reicht mit der Rechten den vor ihm stehenden drey Volksclassen eben so viele bloße Schwerdter hin, nach welchen diese begierig zu greifen scheinen. Die Classe des Adels, ist unter einem mit Helm und Panzer schön gerüsteten Manne dargestellt; die den Bürgerstand bedeutende Figur, erscheint mit Untergewand und Mantel bekleidet und der Bauernstand mit einer ganz einfachen Tunika. Zu ihren Füssen sieht man liegen eine große Schaale mit Geld, Vasen von verschiedener Form, auch mehrere angefüll

te Säcke, womit die freywilligen Gaben des Russischen Volks zum Vertheidigungskrieg wider die Franzosen angedeutet werden.

Der Untersatz des Thrones oder die Bühne worauf Rußland sitzt, ist mit kleinen Figuren in erhobener Arbeit geziert, und diese stellen, wenn wir nicht irren, auf der einen Seite dar, wie die kostbarste Habe bey Annäherung der Feinde in's Innere des Reichs in Sicherheit gebracht wird, auf der andern Seite zieht eine Schaar Krieger dem Feinde entgegen.

Von Seiten der Ausführung betrachtet verdient dieses Werk viel Lob. Man kann sagen, es sey mit Geschmack behandelt und mit Liebe vollendet. Nicht das Kleinste ist vernachläßigt. Die Figuren haben überhaupt bequeme Stellungen, gute Gliederformen, zierlich gelegte Drapperien; auch in den Köpfen der Figuren wird man die gute Intention gewahr,

ein löbliches Streben den symbolischen Charakter derselben auszudrücken.

Noch müssen wir einen wahrhaft genialen Zug anführen, geschmackvoll und bedeutend zugleich, nämlich daß die sitzende Russia mit dem zierlichen Gewande einer russischen Bäuerin angethan erscheint, nur etwas länger und faltenreicher, wodurch sie etwas ungemein Anziehendes erhalten hat.

Offenbart sich in diesem Werk nicht nur ein sehr großes Talent, sondern auch ein redliches Bemühen nach der Kunst, so dürfen wir uns um so weniger bedenken auch dasjenige zu berühren, was etwa noch hätte gewünscht werden mögen, und was von dem Künstler bey künftigen Arbeiten zu vermeiden oder auch zu erwerben seyn dürfte.

Die Zeichnung der Figuren muß man als verständig und tüchtig im Ganzen loben; die drey Gestalten aber, wodurch die verschiede-

nen Stände oder Volksklassen dargestellt sind, sollten sich im Charakter ihrer Glieder mehr von einander unterscheiden; sodann ist eben diese Gruppe zwar gut genug angeordnet, doch zu gedrungen. Es ist eine von allen großen Meistern beobachtete Regel, Gruppen, deren Figuren in Bewegung sind, nicht gedrungen sondern hier und da durchbrochen zu halten; bey der gegenwärtigen hätte solches um so viel günstigere Wirkung hervorgebracht, weil die Figuren, weiß auf blauem Grunde, sich abheben, folglich eine weit bessere und deutlichere Silhouette der gesammten Composition entstanden wäre.

Hinsichtlich auf die Verhältnisse der Glieder ist zu bemerken, daß die Arme besagter drey Figuren etwas zu kurz gehalten, die Füße überhaupt zu klein scheinen.

Ausgrabungen.

Da der Mensch nicht immer schaffen und hervorbringen kann, obschon solches freilich für ihn das Wünschenswertheste bleibt, so unterhält und erfreut ihn doch, wenn er das Verlorene aufsucht, das Zerstörte wieder herstellt, das Zerstreute sammelt, ordnet und belebt. Deßwegen haben wir alle mit einander so große Lust am Ausgraben verschütteter Denkmale der Vorzeit und nehmen an solchen Bemühungen den lebhaftesten Antheil. Das Neueste dieser Art, wovon uns Kenntniß zugekommen, theilen wir mit und hoffen das Geschäft der Unternehmer und die Liebhaberey des Publikums gleichzeitig zu befördern.

Velleja. Der Ursprung dieser Stadt ist nicht eigentlich auszumitteln. Zuerst war es eine kleine Republik die etwa dreyßig umlie-

genden Städten und Dörfern gebot. Sie wurde zu den Liguriern gerechnet. Nachdem sie unter die Herrschaft der Römer gekommen, ward sie von Duumvirn regiert, für eine Munizipalstadt erklärt und hatte ihre Patrone in Rom. Sie lag einige Meilen gegen Süden von Piacenza, vier Meilen seitwärts von der alten ämilischen Heerstraße, am Flusse Chero, am Fuße des Moria und Ravinasso, welche zu den Apenninen gerechnet werden. Der Einsturz eines Theils dieser hohen Berge war der Untergang der Stadt, vermuthlich im vierten Jahrhundert, wie aus Denkmalen und Münzen dort ausgegraben zu schließen ist.

Der Infant Philipp, Herzog von Parma, veranlaßt durch eine früher dort gefundene alte Denktafel, ließ im Jahr 1760 die Ausgrabung beginnen, welcher sich große Schwierigkeiten entgegen setzten: denn es fand sich kein lockerer Boden, sondern Felsmassen, deren Größe und Schwere sich vermehrte je näher

man den Bergen kam, lagen über die Stadt gewälzt. 1764 stellte man daher die Arbeit ein, die jedoch von Zeit zu Zeit wieder vorgenommen wurde. Der Gewinn war nicht gering und es entstand daher ein Museum zu Parma. Es hatten sich Statuen gefunden von Marmor und Erz verschiedener Größe, Inschriften, Mobilien, Gefäße von gebrannter Erde, Säulenfüße, Capitäle von gewöhnlicher und seltsamer Gestalt, Marmortische und Sessel daneben, mit Löwenköpfen und anderem Schnitzwerk verziert; den Fußböden fehlte es nicht an Mosaik, den Wänden nicht an Malerey. Alle diese Dinge, versammelt in dem Museum von Parma, wurden zuerst antiquarisch behandelt von dem Domherrn Costa, sodann vom Pater Paciaudi, später von Graf Rezzoniko und andern. Gegenwärtig beschäftigt sich der Gelehrte Lama damit, welcher durch Hrn. Casapini, dem Director aller Ausgrabungen, günstig unterstützt wird; da wir denn endlich auf eine allgemeinere Mit-

theilung dieser wenig bekannten Schätze hoffen können.

Zugleich unternimmt Hr. Johann Antolini, Professor der Baukunst zu Mayland, ein Werk, uns vorläufig mit dem Lokal der alten Stadt und ihren architektonischen Merkwürdigkeiten bekannt zu machen. Sie war an der Anhöhe gelegen, stufenweise über einander gebaut, wahrscheinlich in die Schlucht zwischen beyde Berge hinein, welches denn zu ihrem völligen Untergang gereichte. Der Bergsturz aber muß sehr schnell erfolgt seyn, wie der zu Plürs und Goldau, indem man viele Gebeine beym Ausgraben angetroffen.

Herr Antolini verspricht eine geographische Karte, worauf die Orte verzeichnet sind die gegenwärtig in jener Gegend liegen, so auch die Wege die nach Velleja führen, sowohl von Parma als von Placenz her, mit Bemerkungen zum Nutzen der Reisenden. So-

dann liefert er Velleja mit seinen nächsten Umgebungen, wo zugleich die Punkte angedeutet sind, an welchen Ausgrabungen versucht werden. Weiter legt er uns vor den eigentlichen Plan von Velleja, wo man die Quartiere der Stadt und die Austheilung der Gebäude näher kennen lernt. Der Grundriß des Platzes wird sodann im Besondern gegeben, mit der lateinischen Inschrift die durch seine ganze Breite durchgegangen. Nicht weniger werden die Monumente des Platzes und seiner Nachbarschaft dargestellt; mehrere Säulenfüße und Häupter werden im Grund- und Aufriß gezeichnet, Marmorpflaster und Mosaiken, mancherley Fragmente.

So viel soll die erste Lieferung enthalten, welche Anfangs 1819 erscheinen wird. Der Subscriptionspreis auf dieselbe ist ein französischer Louisd'or; man kann sich eine anständige obgleich nicht überprächtige Ausgabe versprechen. Es wäre zu wünschen daß deutsche

Buch- und Kunsthandlungen sich mit dem Verfasser, der in Nr. 250. Straße Monforte wohnhaft ist, möchten in Verhältniß setzen, damit auch Liebhaber diesseits der Gebirge baldigst daran Genuß und Belehrung finden, neuere Reisende aber aufgeregt werden das Museum zu Parma aufmerksamer zu betrachten, auch den kleinen Umweg, welcher durch die neue Karte sehr erleichtert wird, nicht zu scheuen und uns von diesem zwar längst entdeckten aber doch bisher vernachlässigten Phänomen lebhafte und eindringliche Beschreibungen zu geben.

Wiesbaden. Der Königl. Preußische Hofrath Hr. Dorov hat, unter Vergünstigung des Großherzogl. Nassauischen Ministeriums, die in Wiesbadens Umgegend liegenden Grabhügel aufgegraben und mit besonderer Aufmerksamkeit und guter Methode dergleichen mehr als hundert untersucht. Indem

er nun jedes geöffnete Grab für sich behandelte, mit seinen Vorkommenheiten beschrieb, sich aller Meynungen enthielt und nur um reine Darstellung und sichere Aufbewahrung besorgt war; so verdiente er die große und reiche Ausbeute die ihm geworden ist.

Derselbe fand Gefäße aller Art von Bronze und Glas; Waffen von Stein, Eisen und Bronze; Schlüssel von Bronze; Männer- und Weiber-Schmuck; Grabschriften; an achtzigerley Ringe von Bronze; gefärbtes Glas; Bernstein, Lampen, Amulette. In einem der Hügel und dessen gemauertem Gewölbe fand man nebst vieler Asche ein herrlich Exemplar der Venusmuschel und andere Dinge. Das Merkwürdigste war eine Opferstätte der Deutschen, wovon er uns die höchst empfehlungswerthe Beschreibung mittheilte.

Die Abbildungen der aufgefundenen Gegenstände hat Herr Hundeshagen übernom-

men; sie werden im Steindruck nächstens erscheinen, begleitet von einem erklärenden Werke, dessen Subscriptions-Anzeige wir dem Liebhaber deutscher Alterthümer wohl nicht dringender empfehlen dürfen.

Weimar.

Bey Groß-Romstedt, ohngefähr zwey Stunden von der Stadt, macht die Lage eines großen Grabhügels den Beobachter aufmerksam. Die, erst von Süden nach Norden fließende, dann aber sich ostwärts umbiegende Ilm neigt sich zur Zusammenkunft mit der Saale, die ihren unveränderten Lauf von Süden nach Norden fortsetzt. Diese Richtung der Flüsse deutet auf eine Erhöhung zwischen beiden.

Und nun hat auf der höchsten, die ganze Gegend überschauenden Höhe, ein altes, halbgebildetes Volk den Ruheplatz für seine Todten gewählt. Die ersten Leichen legte man in

einen großen Ovalkreis neben einander, durch rohe Holzstämme geschieden; die folgenden aber mit wenig zwischen geschichteten Steinen und Erde, lagenweise darüber.

Waffen fanden sich keine; vielleicht, wenn dieses Volk welche hatte, waren die Lebenden klug genug, sie zu ihrem Gebrauche zurückzubehalten. Auch an Schmuck fand sich wenig und was die Ausbeute gewesen, davon werden die Curiositäten zunächst Rechenschaft geben.

Wenn aber für Kunst im Alterthum nicht allzuviel gefunden worden, so ist dagegen dem in vergangene Zeiten gern zurückschauenden Naturforscher ein großer Gewinn entsprungen, indem die vorgefundenen Scelete, deren man ein vollständiges in dem Jenaischen Museum niedergelegt, die wichtigsten Betrachtungen veranlassen.

Wahrscheinlich gehörte dieses Volk zu den nomadischen, die, bey den großen Völkerzü-

gen, von der Ostsee her sich, freywillig oder genöthigt, bewegten. Eine Zeitlang muß ihr Wohnplatz in dieser Gegend geblieben seyn, wie die ruhige successive Bestattung der Körper andeutet. An den Schädeln fand man keine Verwundung, das Beysammenliegen von Männern, Weibern und Kindern möchte wohl eine ruhige Nomaden-Horde andeuten. Das Merkwürdigste jedoch vor allem andern ist die herrliche Gestalt dieser Knochen-Reste; die Körper sind weder bedeutend groß noch stark, die Schädel jedoch, (wir sagen es mit Einstimmung unseres Freundes Blumenbach,) von der größten Schönheit. Die Organe, nach Gallischen Bestimmungen ausgesprochen, bezeichnen ein Volk mit den glücklichsten Sinnen für die Außenwelt begabt, nicht weniger mit allen Eigenschaften, worauf sich Dauer und Glück der Familien und Stämme gründet. Das Organ des Enthusiasmus fehlt ganz auf der Höhe des Scheitels, dagegen vermißt man sehr gern die garstigen egoistischen Auswüchse die sich hinter

den Ohren eines ausgearteten Menschengeschlechts zu verbergen pflegen.

Durchaus haben die Schädel eine Familienähnlichkeit; eben so sind sie einander an Gesundheit gleich. Obere und untere Kinnlade, Zahnstellung und Erhaltung der Zähne sind als Muster beym Vortrag physiologischer Anatomie zu empfehlen; wie denn kein hohler Zahn gefunden worden, die fehlenden aber offenbar beym Ausgraben und Transport ausgefallen. Man verzeihe wenn diese vorläufige Notiz am unrechten Orte scheinen sollte; wir kommen darauf zurück, wo von Gestaltung organischer Naturen die Rede seyn darf.

In der Cottaischen Buchhandlung erscheint zur Jubilate-Messe:

West-Oestlicher Divan von Goethe, mit erläuternden Bemerkungen;

ingleichen

Dichterische Auslegung des Festzugs bey Allerhöchster Anwesenheit Ihro Majestät der Kaiserin Mutter Maria Feodorowna in Weimar, am 18ten December 1818.

Die Darstellung des Eleusinischen Festes von Herrn Wagner, deren in gegenwärtigem Hefte gedacht ist, hat die Cottaische Buchhandlung in Verlag genommen und wird dieses bedeutende Kupferwerk zur Jubilate-Messe 1819 in den Handel bringen.